

Vergißeinnicht 1939

4 (1939)

VERGISS MEIN NICHT



KATHOLISCHE
ILLUSTRIERTE
ZEITSCHRIFT
DER

MARIANNHILLER MISSION

SUMMER 4

APRIL 1939 · 57. JAHR GANG

VERLAGSORT NÖRDLINGEN

Inhalt des Aprilheftes:

Ostermorgen. Gedicht von Martha Große	97	Häuser	107
„Er ist auferstanden! Alleluja!“	98	Unser kleines Seminar. Von P. J. Kammerlechner CMM.	111
Priesterweihe im Missionshaus Mariannhill in Brig, Kt. Wallis	100	Erinnerungen aus meinem Missionsleben. Von Schw. Engelberta CPS.	115
Die Speischlange	103	Gedanken über allerlei Spiegel. Von P. Odo Ripp CMM.	119
Mariannhiller Jungmissionare fahren nach Natal. Reisebilder von P. Pius CMM.	105	Maria hilft! Originalroman von Magda Trott	122
Karfreitag. Gedicht von Walter			

Bestellungen, Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Elß, Italien:
Mariannhiller Mission in Würzburg,
 Roentgenring 3, Postcheckkonto Nürnberg 191
 für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission, Köln, Brandenburgerstr. 8
 Postcheckkonto Köln 1652
 für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission, Breslau 1, Sternstr. 52
 Postcheckkonto Breslau 15 625

für Land Österreich, Ungarn, Tschechoslowakei:
Mariannhiller Mission Gallneukirchen bei Linz
 Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 10 814

Bezugspreis für das Jahr 1939:

Einzeln 2.— RM. u. 40 Pfg. Porto RM. 2.40
 Sammelbezug RM. 2.—

Gebetserhörungen

Es werden nur solche Gebetserhörungen angenommen, die die volle Unterschrift und den Wohnort des Einsenders tragen. Für die Geheimhaltung der Namen bürgt das Redaktionsgeheimnis. Allen wunderbaren Ereignissen, von denen in dem Hefte die Rede ist, gebührt nur menschliche Glaubwürdigkeit und soll damit dem Urteil der Kirche nicht vorgegriffen werden.

Klosterberg: Dank dem hl. Antonius und hl. Br. Konrad für Erhörung des Gebetes.

Subiläumshof: Dank der hl. Familie, dem hl. Clemens Hofbauer, dem hl. Sud. Thaddäus und dem hl. Antonius für Hilfe in schweren Anliegen.

R.: Dank dem hl. Schutzengel für seine Hilfe in einer Angelegenheit.

Eggolsheim: Tausend Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Bruder Konrad für Hilfe in einem Anliegen.

Arzell: Anbei Almosen als Dank für die glückliche Geburt eines gesunden Kindes.

R. R.: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und hl. Antonius für erlangte Hilfe mit der Bitte um weiteren Schutz und Gesundheit.

Eine langj. Verg.-Leserin sagt dem hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter v. d. Immerwährenden Hilfe und allen Heiligen innigsten Dank für erlangte Hilfe in einer Rentensache mit der Bitte um weitere Hilfe in schwerer Krankheit.

Es starben im Herrn

Essental: Leopold Faist, eifriger Förderer der Mission.

Greifelsbach: Paulina Uhl, Wohltäterin der Mission.

Freising: Maria Heigl, eifrige langjährige Förderin der Mission.

Altötting: Anton Döbler, langjähriger Leser des Vergnügenichts.

Freudenberg: Josef Karl Kern, treuer Freund der Mission.

Wangsaß: Johann Scheid, eifriger Förderer. Reichenau: Julius Rösch, langjähriger Förderer und Wohltäter.

Burggen: Eduard Hofmann. Alfamstadt: Ferdinand Deißler. Jungsberg: Kreszenz Mohe.

Ehrenstetten: Maria Zipfel. Oberleinach: Katharina Herbert. Ingolstadt: Frau Engleher. Behnau: Ida Bet. Ruhenhausen: Michael Mayr. Eggolsheim: Kunigunde Gehr. Ruhbach: Maria Anna Rappenecker. Malsch: Anna Hemann. Salching: Anna Göthe. Ottobereun: H. Steibele. Raddorf: Justus Wiegand. Köln-Nippes: Gertrud Horst. Oberich: Karl Jos. Hermann Münker. Ost: Frau Heinrich Wegstrot. Kettwig: Alois Voh. Kottwig: Klara Rudolf. Königswert: Marie Zieber. Oberloisdorf: Anna Huber, Maria Schedl. Geislingen: Maria Anna Müller. Malsch: Rosina Durner. Bamberg: Johann Bent, Kunigunde Wunder. Eppingen: Paulina Zorn. Augsburg: Ottilie Lacher. Stadel: Andreas Trützel. Rutenau: Maria Sobel. Lichtenberg: Karoline Bertelt. Thomastisch: Frau Zimbal, R. Putabe.

Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT

der
MARIANNHILLER MISSION



Nummer 4

April 1939

57. Jahrgang

Ostermorgen

Sie gingen in der Morgenfrühe Schein,
Die ernsten Stirnen trauervoll gesenkt,
Und ganz an Leid und Wehmut hingesehnt
Zu seinem Grab. Das schloß der schwere Stein.

Sie dachten nichts in ihrer dunklen Not
Als diesen Stein. Er wuchtete als Last
Auf ihrem Denken. Angst hielt sie umfaßt,
Und dennoch trieb sie innerstes Gebot.

Sie trugen Balsam in Gefäßen fein,
Ein Duft von Narde stieg ins Morgenweh'n.
Da kam ein Hoffen in ihr schweres Seh'n,
Da stieg die Sonne auf mit hellem Schein.

Und stand erblüht ob einem offenen Grab.
Und es war leer. Der Stein war umgelegt.
Sie aber schwiegen schicksalsvoll bewegt
Und ahnten, daß ein Wunder sich begab.

Und hörten auf der Engelmorte Klang.
Da fiel auch ihrer Seele schwerer Stein.
Hell ging ihr Herz zur Osterfreude ein.
Und hoch im Blauen eine Lerche sang.

Martha Große

„Er ist auferstanden! Alleluja!“

(Matth. 28)

Die Frauen kamen mit Opfergaben zum Grabe. Spezereien, duftende Salben, Frühlingsblumen sollten ihre Liebe zu Christus bekennen und bekunden. Was hatten sie auch sonst, um es dem Heiland zu bringen?

Und ein Engel sagte: „Er, den ihr sucht, er ist auferstanden!“ Mit bloß materiellen Geschenken und äußerer Anerkennung ist er nicht mehr zu finden, aber mit einem Herzen voll lebendigen Glaubens an seine Glorie . . . Auch der, dem wir unsere Gaben und Gebete weihen, ist auferstanden! Das Freuden- und Friedenswort, die Engelsbotschaft gilt uns wie den Frauen am Kalvarienberg.

Schauen wir still und anbetend zum Auferstandenen hin! Aus den Alltagsorgen zur reinen, sonnenumglänzten, verklärten Höhe unseres Herrn! Dann können wir in demütiger Ehrfurcht und gleichbleibender Ergebung die Härten des Lebens überwinden. Und mit innerer Freude werden wir erkennen, daß der Auferstandene durch die Berufung zum Christentum „uns wirklich in ein Land geführt hat“, das geistigerweise „von Milch und Honig fließt . . .“ O daß nur allezeit Gottes Gesetz in uns bliebe, damit wir diese himmlische Erquickung dauernd erfahren!

„Der Herr ist auferstanden und dem Petrus erschienen!“ Petrus war oft „unverständlich“ gewesen, sein Herz wollte schwer an alles glauben, was die Propheten im Voraus verkündet hatten. „Daß Christus alles dies leiden müsse, um so in seine Herrlichkeit einzugehen“, das war ihm eine harte Rede! In Vorurteile verstrickt, hatte er durchaus nicht jene Geistesfreiheit, die er dann bald so nachdrücklich bezeugte. Noch in der Karfreitagsnacht war er ganz aus seiner Apostelrolle gefallen und hatte den Meister verleugnet . . .

Aber auch über ihn kam Ostern, Osterverzeihung, Osterfriede. Es wurde licht in seiner Seele, er kannte nun die Bedeutung des Leidens in der Glorie der Auferstehung. „Sein Herz brannte“ vor Bewunderung und Dank gegen Gott, vor Liebe zu Christus, der in verklärter Schönheit und Huld vor ihm stand . . . Tod und Auferstehung des Herrn wurden ihm der liebste Gegenstand seiner Predigt, wie die gottesleuchtete Ansprache des Apostels bei der Befehrung des römischen Hauptmanns Kornelius von Cäsarea am Meere erweist. Damals trat Petrus durch den erlauchten Korneliersprößling das erstemal in Beziehung zum römischen Volke. In Kornelius predigte er der römischen Heidenwelt das Mysterium der Auferstehung (Apostelgesch. 10, 37—43).

Auch uns ist der Heiland, der auferstandene Menschen- und Gottessohn im Sakramente nahegekommen! Auch uns ist seine verklärte Huld heute erschienen! Mit dem ehemals schwachen und sündhaften Petrus in heiliger Anbetungstunde zu Füßen des glorreichen Meisters, dürfen wir hoffen und hoffnungsfroh einer ernsten, bleibenden Auferstehung aus Sünde und Schwäche entgegensehen.

— d —



Se. Heiligkeit Papst Pius XI., † am 10. Februar 1939

Er war der große Missionspapst

Worte Pius XI. (Missionsrundschreiben): „Seid überzeugt, solange es Uns noch hienieden durch Gottes Ratsschluß vergönnt ist, das Licht der Sonne zu schauen, solange wird Uns die Angst und Sorge um dieses Stück des apostolischen Amtes nicht loslassen. Denn Wir erwägen so oft, daß die Zahl der Nichtchristen rund tausend Millionen beträgt. Da haben Wir keine Ruhe im Geiste, und es kommt Uns vor, als gelte auch Uns jenes erschütternde Wort: „O rufe laut! halt nicht an dich! Und der Posaune gleich erhebe deine Stimme!“ (Is. 58, 1)

Priesterweihe im Missionshaus Mariannhill in Brig, Kt. Wallis

am 18. Dezember 1938

Die Adventszeit ist eine Zeit der stillen Einker und des sehnfüchtigen Wartens auf den Erlöser. In ganz besonderer Weise aber war der Advent 1938 für uns eine Zeit der Besinnung und der Erwartung. Eine Zeit der Besinnung und stillen Einker, weil zwei Hochw. Diakone und mit ihnen unsere Ehrw. Brüder ihre Exerzitien machten. Eine Zeit der Erwartung, weil wir und nicht zuletzt die zwei Hochw. Priesterkandidaten auf den Tag warteten, der ihre Sehnsucht und ihre heißesten Wünsche erfüllen sollte. Dieser Tag sollte zugleich auch die feierliche Eröffnung unseres Hauses bedeuten. Es war der Tag der Priesterweihe von Hochw. P. Emil Andereggen aus Brig und von Hochw. P. Beatus Albrecht aus Fiesch.

Fieberhaft wurde gearbeitet an der Ausschmückung der ohnehin schon geismackvollen Kapelle, des Festsaales und des ganzen Hauses, das mit seinem elektrisch strahlenden Kreuze über dem Hauptportal ganz Brig und das Rhonetal beherrscht. Von Altdorf her kamen der Hochwürdigste Herr Bischof Hanisch, unser Missionsbischof aus Umtata in Südafrika, der die Priesterweihe vornahm, und die Hochw. Patres Otto Müller und Amandus Roggenmoser. Der Beginn der Priesterweihe war angesetzt auf 9 Uhr. Schon lange vorher füllte sich die Kapelle mit den Verwandten der Weihetandidaten, mit Geistlichen aus der Umgebung, hohen Persönlichkeiten aus Stadt und Volk.

Wie gewöhnlich wurden die Weihetandidaten feierlich abgeholt und die Zeremonien begannen. Hochw. P. Superior Vitalis Fur war Erzdiakon,



Missionshaus Mariannhill, Brig, Wallis
Photo: May, Brig



Einzug zur Priesterweihe

Photo: Fux, Brig

P. Almandus Roggenmoser und P. Gualbert Steiner assistierten. P. Otto Müller funktionierte als Organist, P. Chazinth Gaffron und die Chirv. Brüder übernahmen den Gesang. Die Priesterweihe nahm einen würdigen Verlauf. Der Erzdiakon rief die Weihesakandidaten auf und sie antworteten mit einem kräftigen: „Adsum — Hier.“ Der Bischof forderte das Zeugnis des Klerus und des Volkes und ermahnte die Weihesakandidaten, indem er ihnen ihre Würde und ihr Amt vor Augen hielt: „Der Priester muß nämlich opfern, segnen, vorstehen, predigen und taufen. Seine Lehre sei eine geistliche Arznei für das Volk Gottes, der Wohlgeruch seines Lebens sei eine Freude für die Kirche Christi.“ Es folgte die Allerheiligenlitanei und die Handauflegung, „damit Gott über seine Diener die himmlischen Gaben in reicher Fülle ausgieße.“ Nach der feierlichen Weihepräfation übergab der Bischof die Stola mit den Worten: „Nimm hin das Joch des Herrn, denn sein Joch ist süß und seine Bürde ist leicht.“ Dann entfaltete er das Messgewand und sprach dabei: „Nimm hin das priesterliche Gewand, durch das die Liebe angedeutet wird; denn Gott ist mächtig genug, in dir die Liebe und die Vollkommenheit im Handeln zu vermehren.“ Ein verantwortungsvolles Amt übernimmt der Priester, darum betet der Bischof für ihn, Gott möge ihn segnen, damit er „die Gnadengabe seines Amtes rein und unverfehrt bewahre, als Diener des Volkes Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi durch heilige Segnung verwandle.“ Zu dieser heiligen Segnung müssen aber die Hände noch eigens geweiht werden, darum fasst sie der Bischof unter dem Gesang des „Veni Creator Spiritus — Komm, Schöpfer, Geist“ mit heiligem Öl und betet dabei: „Würdige dich, o Herr, diese Hände durch diese Salbung und unsern Segen zu weihen und zu heiligen, damit alles, was sie segnen werden, gesegnet sei, und alles, was sie weihen werden, geheiligt und geweiht sei, im Namen unseres Herrn Jesus Christus.“ — Doch nicht nur segnen soll der Priester, sondern auch opfern, deshalb übergibt ihm der Hochwürdt. Bischof



Nach der Priesterweihe im Missionshaus Mariannhill,
Brig, Wallis

Photo: Fug, Brig

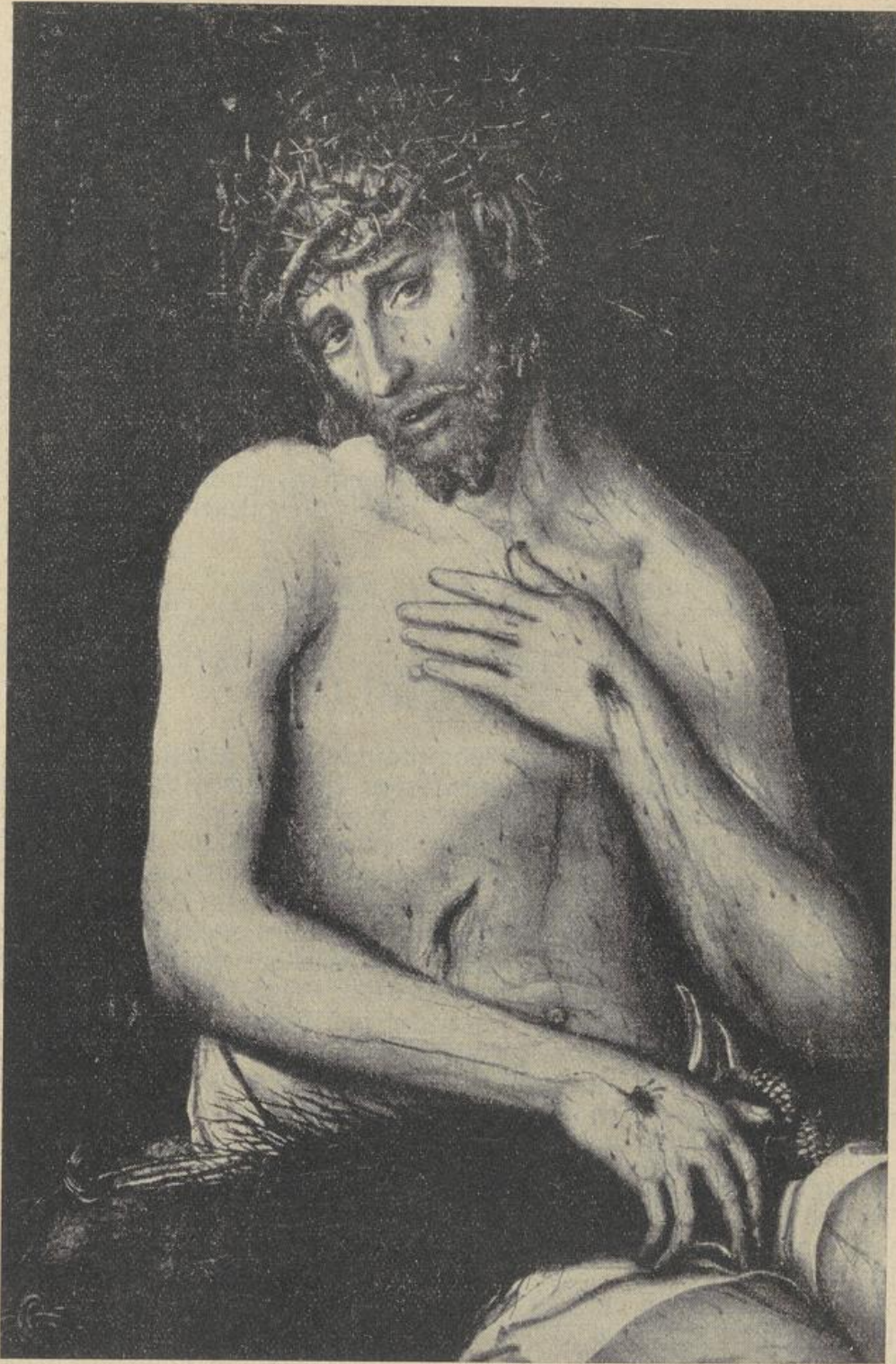
jetzt den Kelch mit Wein und die Patene mit der Hostie, damit er „das Opfer darbringe für die Lebenden und für die Verstorbenen.“

Damit war die eigentliche Weihe beendet und die neugeweihten Priester könnten jetzt mitcelebrieren in der Bischofsmesse. Wie gut paßte das gerade am 4. Adventsonntag. Nach dem Zwischengesang in der hl. Messe: „Nahe ist der Herr“ begann die Weihe und nun konnten sie mit dem Allelujavers: „Alleluja, alleluja! Komm, Herr, und zögere nicht . . .“ als Priester ihre erste heilige Messe beginnen.

Es ist dies die erste hl. Messe, die Pri-

miz, die der Neugeweihte, wenn auch nicht selbständig, mit dem Bischof feiert. Einer der Neugeweihten liest das Evangelium. Es ist wohl das Ergreifendste für jeden jungen Priester, wenn er da zum erstenmal in der Kraft seines neuen Amtes mitbeten und mitopfern darf. Beim Offertorium übergibt er dem Bischof das Kerzenopfer, zum Zeichen seiner Opfergesinnung. So wie er die brennende Kerze hingibt, so will er sich selbst auch ganz hingeben für den Dienst Gottes, brennend von Liebe zu Gott und den Seelen. Alle Gebete der hl. Messe betet er nun laut mit. Beim Memento der Lebenden ist wohl das Erste der Dank gegen Gott und dann eine herzliche Bitte für all seine Lieben. Zum erstenmal darf er dann die Konsekrationsworte mitbeten und er darf mitkonsekrieren. Beim Memento der Toten denkt er an all die Lieben, die den heutigen Tag nicht mehr erleben durften. Nach der hl. Kommunion stimmt der Bischof den Gesang an: „Von nun an nenne ich euch nicht mehr meine Diener, sondern meine Freunde . . .“ Dann legen die Neugeweihten das Glaubensbekenntnis ab, um den Glauben, den sie jetzt verkünden sollen, öffentlich zu bekennen. Eine Gewalt fehlt aber den neugeweihten Priestern noch, nämlich die Gewalt, Sünden zu vergeben. Deshalb legt der Bischof jedem noch die Hände auf und spricht: „Empfange den Heiligen Geist; denen du die Sünden nachlassen wirst, denen werden sie nachgelassen, und denen du sie behalten wirst, denen sind sie behalten.“

Es folgt noch das Versprechen des Gehorsams, eine kurze Ermahnung



Ecce Homo

(mittelalterliches Miserikordienbild)

Aus der Werkstatt des Lukas Cranach d. Ä. 1477—1553



Herzliches „Vergelt's Gott“ sagen wir Ihnen für Ihre liebe Hilfe, des Bischofs mit Ansprache und die kirchliche Feier der Priesterweihe war beendet.

Am Festmahl nahmen 72 Personen teil. Es wurde gewürzt durch verschiedene Tischreden. P. Superior verstand es, die Anwesenden für die Mission zu begeistern und besonders auch den Anteil der Heimat daran hervorzuheben. Der Herr Regierungsstatthalter von Brig feierte die Eltern der neuweihten Priester. Als Redner ist besonders noch hervorzuheben unser Br. Stanislaus, der Senior unserer Kongregation. Er konnte erzählen von unserem Gründer Abt Franz Pfanner und von den Anfängen unserer Mission in Südafrika. Wie er selbst berichtete, konnte er schon 60 mal seinen Namenstag als Mariannhiller feiern und es habe ihn noch keinen Tag gereut, daß er Mariannhiller sei. Zum gemütlichen Teil trugen bei P. Otto Müller durch Klavierspiel, sowie P. Hyazinth Saffron und Br. Notter durch humoristische Gesangseinlagen.

Mit einer Segensandacht in der Kapelle fand der harmonisch verlaufene Tag einen würdigen Abschluß. Unseren beiden Neupriestern wünschen wir Gottes Gnade auf ihren Lebensweg.

Die Speischlange

Ist unter den vielen Giftschlangen Südafrikas eine ganz besondere Nummer. Alle ihre lebenswürdigen Schwestern lassen ihr tödliches Gift mit einem Biß der langen gebogenen Giftzähne in die Wunde gleiten. Die Speischlange aber spritzt es ihrem Angreifer mitten ins Gesicht. Es ist, als ob sie es gerade auf die Augen abgesehen hätte. Eine Schwester mußte das eines Tages erfahren. Sie sah, wie eine Schlange in ein Loch gerade vor dem Schwesternhaus verschwand. Schnell nahm sie einen Eimer Wasser und sandte ihr damit die ebenso höfliche wie bestimmte Aufforderung nach, doch gefälligst wieder herauszukommen. Das tat die Schlange auch zischend vor Wut. Die Schwester beugte sich nieder und bekam die Giftspritze richtig ins Gesicht. Zum Glück war Hilfe schnell zur Stelle. Die Augen wurden ausgewaschen und mit einem schwarzen Tuch verbunden, sonst wäre es um die Sehkraft geschehen gewesen.

Einmal ging ich von Mariannhill zur Mühle den schönen Kreuzwegpfad hinunter, den Abt Franz noch angelegt hatte. Eine Schlange glitt vor mir über den schmalen Weg. Mit einem Stecken versetzte ich ihr einen heftigen Hieb, mußte sie aber doch nicht an der richtigen Stelle, auf den Kopf oder gleich hinter den Kopf getroffen haben. Ich beugte mich zu ihr nieder. Sofort richtete sie sich auf und spritzte ihr Gift mir entgegen. Meine Rettung war meine gute alte Brille. Es war eine solche, wie man sie in der Kriegs- und Nachkriegszeit trug, mit großen kreisrunden Gläsern, die das ganze Auge gut schützten. Wegen dieser Brille, deren Gestell aus Blech war und mir ziemlich schief über der Nase hing, gaben mir die schwarzen Buben den Spitznamen „der Vater mit den hängenden Fenstern.“ Die Flecken aber von dem Gift konnte ich deutlich auf der Brille entdecken.

W. K.

Fröhliche Ostern!

wünschen allen Förderern,
Wohltätern und Freunden

die Mariannhiller Mission, Verlag u. Schriftleitung

Mariannhiller Jungmissionare fahren nach Natal

Reisebilder von P. Pius CMM.

(Fortsetzung)

Karfreitag: Wir können nach den Vorschriften der Kirche heute keinen Gottesdienst auf dem Schiff halten. Das will den Protestanten, besonders den SteWARDS (Kellnern, Zimmerburschen und Bademeister in einer Person) gar nicht einleuchten. — Wir schlafen uns einmal gründlich aus. Leben so zurückgezogen wie möglich. Untertags fährt eine ganze Flottille Schiffsboote, kleinere Dampfer, an uns vorbei. Sonst hin und wieder ein größeres oder kleineres Schiff in Sicht. — Am Karfreitag ist wohl der einzige Tag, an dem nicht getanzt werden darf. Wäre das nicht Geseß, wer weiß . . .

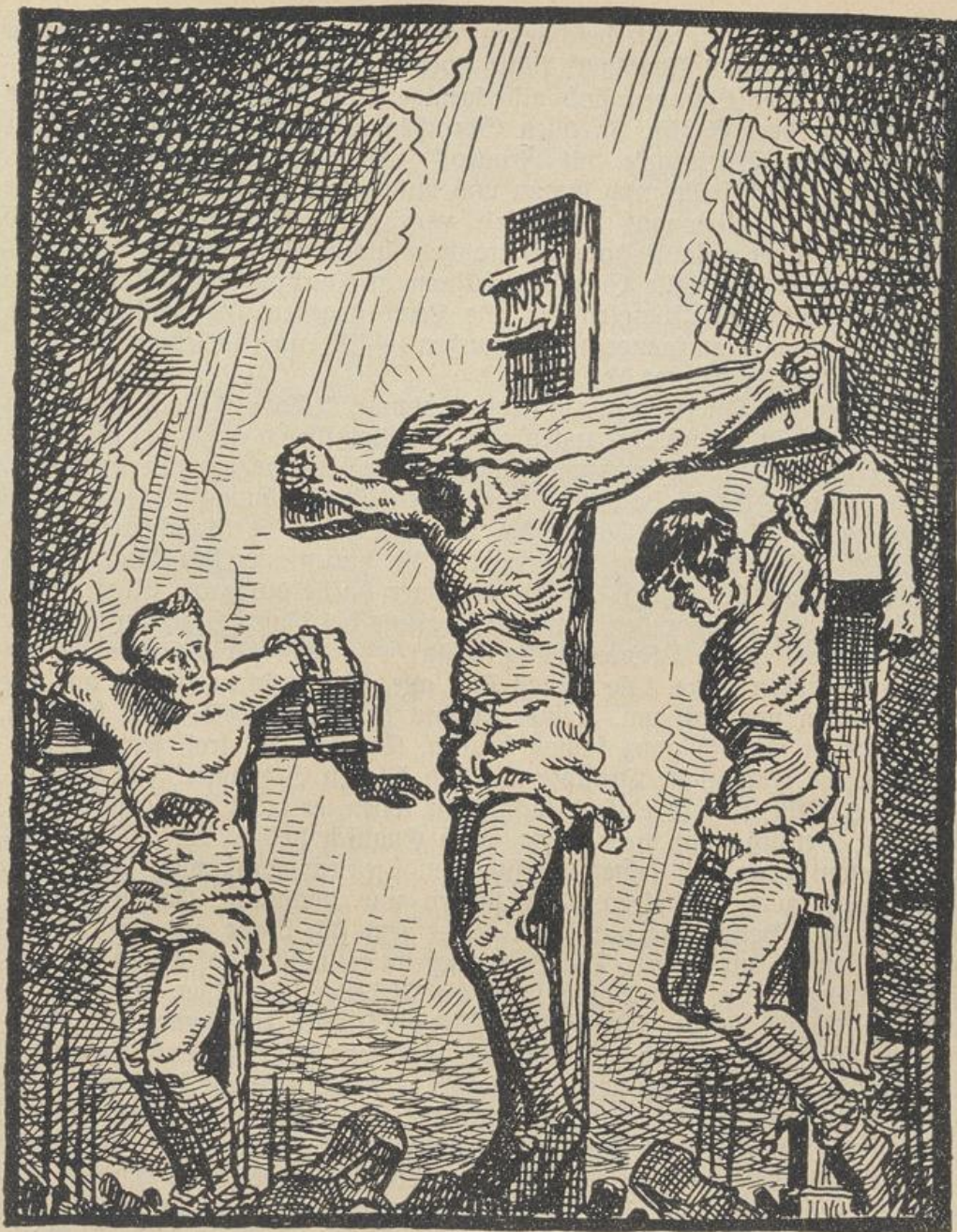
Karstag: Wieder kein Gottesdienst. Man hat hier wirklich keine Ostervorstimmung, wenn man die Liturgie nicht feiert. Wir halten uns immer tapfer an die Hausordnung: Die Mahlzeiten sind nach englischer Sitte: (Die Speisefarten sind ja bekannt) 8 Uhr 1. Frühstück; 11 Uhr Kraftbrühe (jetzt in der heißen Zone kühlendes Eis); 15 Uhr Gabelfrühstück (ein Festtagessen bei uns); 16 Uhr Kaffee oder Tee; 18,30 Uhr Diner = Hauptmahlzeit.

Das Wetter beginnt bereits warm und sonnig zu werden. Wir mieten uns einen Deckstuhl, solider Liegestuhl, und suchen uns einen günstigen und ruhigen Platz. Der DecksteWARD sorgt dafür, daß der Stuhl während der ganzen Reise am selben Fleck bleibt. Wir hatten eine gute Nase. Auch kann man jeden Tag ein Wannenbad oder Brausebad nehmen. Kostenlos. Nur dem BadesteWARD ist am Schluß der Reise ein Trinkgeld in die Hand zu drücken, ebenso dem Tischkellner und dem „Zimmerburschen.“ Zur Faulheit und zum süßen Nichtstun wird man hier an Bord erzogen. Das Klima, diese Hitze und Schwüle, sorgen noch dafür, daß man möglichst garnichts tut. — Morgen ist Ostern!? — Ich singe wenigstens in der Kabine einmal kräftig Alleluja und denke heimwärts . . .

Ostersonntag: Majestätisch geht über dem unendlichen Wasser die Sonne auf. Ostersonne! Was muß es erst gewesen sein am ersten Ostertag?! —

Um 6,30 Uhr Frühmesse. Ich ministriere. Die See ist sehr beivegt. Unser Dampfer schwanzt nach allen Seiten — und noch mehr seine Gäste. 50 Prozent der reisenden Missionare ist leicht seekrank. Die andern haben dumme Köpfe oder wenigstens noch dümmere wie sonst. Ich habe die 9,30 Uhr-Messe. Keine einfache Sache bei nüchternem Magen und hoher See. Da sehe ich noch einen aus dem Auserwählten Volk vor mir zum Schiffsgeländer rennen. Ob er wohl meint, die Heringe und Haie da unten müßten auch wissen, daß heute Feiertag ist und ein gutes Frühstück haben?! — Ich habe gleich wieder in meine Lektüre geschaut, denn solchen Sachen soll man keine zu lange Betrachtung widmen. — Viele Passagiere liegen in den Betten, wollen sich aufsetzen und sinken wieder zurück. Doch wir stehen, wenn auch auf schwankendem Grund. — Von Osterstimmung nichts hierzulande. Der Obersteuermann wünscht unweit meines Liegestuhls dem ersten Offizier „Frohe Ostern“, und der plagt heraus: „Donnerwetter! Danke! Hatte ich ganz vergessen.“ — Ich glaube, er war nicht der einzige.

Der Ostersonntag 1938 hatte für mich einen ganz besonderen Reiz. Gegen abends 10 Uhr. Am Horizont leuchten die Lichter der Insel und der Hafenanlage von Las Palmas auf. Ein feenhafter Anblick. Las Palmas, eine spanische Insel mitten im Meer, (sie hat sich gleich im Anfang zur Regierung Francos bekannt), mit Bergen von 3000 m. In der Nacht sehen wir ganz schwach die Konturen der nördlichen Erhebungen. Dort ist Festungsgebiet. Langsam kommen die Lichter näher. Die Farben lösen sich: Grün, rot, blau. Der Lotse geht anscheinend an Bord, denn ein kleines Motorboot rennt uns entgegen und blöckt mehrmals so lächerlich wie ein junges Schaf. Dann hängt es an und läßt sich mitschleppen. Mit dem Fernglas kann man schon von der Stadt, die eine gute Stunde vom Hafen Puerto de la Luz südlich liegt, einige Einzelheiten erkennen, besonders die berühmte Kathedrale. Las Palmas ist Bischofsitz. Der dortige Bischof wurde meines Wissens unlängst zum Kardinal ernannt. Ein paar Schlepper ziehen wieder vorne und hinten und mit viel Geschrei kommt unsere „Windhuf“ der lang ins Meer hingebauten Landungsmauer näher. Dort unten ist schon ein beivegtes Leben. Wir studieren mit dem Glas: Händler breiten ihre Kostbarkeiten aus. Interessante Typen. Noch einige 10 m sind wir entfernt. Man kann die Gesichter unten durch das Glas genau sehen. Dunkelbraune, schlanke Südländer, spanischer Artung. Auch einige Neger sind an der Landungsstelle. Aber das sind keine echten. Wohl Mischlinge. Einer davon ist bereits ganz silbergrau. Wir haben lange noch nicht angelegt, zeigen sie schon ihre Sachen: Fantastische Damenkleider (einer zieht es an und dreht sich schief nach allen Seiten!), Tischdecken, Schals, Bananen, Spitzendecken, Kanarische Arbeiten, Schnitzereien, die unmöglichsten Dinger. Mit allen Fingern zeigen sie die Preise herauf. Natürlich dreimal der wirkliche Wert. Mit viel Umständlichkeiten wird die Verbindungsbrücke ans Schiff gelegt: Die Deutschen wollen sie gerade haben, die von Las Palmas schief. Sie schimpfen und winken unten, aber die deutsche Beharrlichkeit siegt. Die hohe Polizei und der Arzt kommen mit feinen Autos angeflitzt und steigen herauf. Auch der Geldwechsler ist dabei. Wir machen ihm keine Arbeit. Es ist 11 Uhr. Wir machen noch einen Bummel gegen die Stadt hin. Eine ganz andere Welt. Weiße Häuser mit hohen Mauern. Hin und wieder südliche Sträucher und Bäume. Hier ist immer Frühling. Einige spanische Jungen lauern noch auf den Straßen. Sie haben einen jungen Ausländer in ihrer Mitte. Wir gehen vorbei — sie bekreuzen sich hinter unserm Rücken und zeigen auf uns. Was die Kerle alles mit der Zeichensprache zuwege



Karfreitag

Holzschnitt von Br. Zwiener

Du wankst empor zum Berge meiner Schulden
 Und streckst die Hände aus und blutest sehr.
 Die Erde zittert unter Deinem Dulden.
 Die Sonne steht von Blut und Leide schwer.

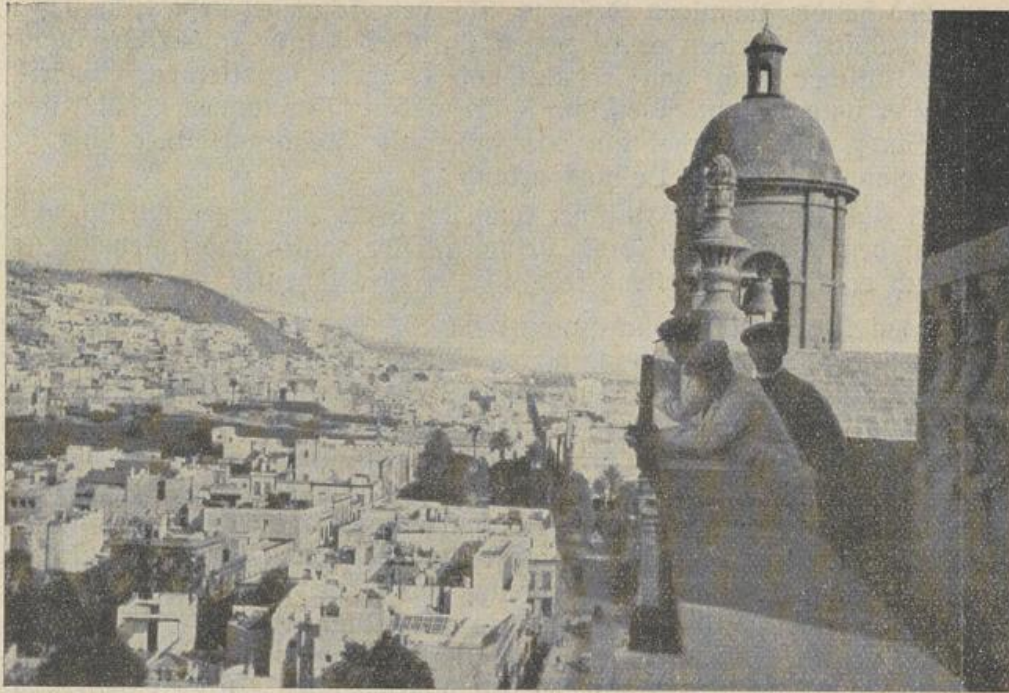
Ich war Dir nahe und ich kniete nicht,
 Von dichten Maschen blöder Scheu gefangen.
 Da kam Dein Tod und löschte alles Licht.
 Und alle Saiten wurden wund und sprangen.

Walter Hauser

bringen ist erstaunlich. Wir beschließen, morgen einen Ausflug in die Stadt zu machen. Unsere „Windhuf“ fährt aber bereits schon um 10 Uhr vormittags los. Der Stunden sind also wenige. Wir kämpfen uns durch die Händler vor dem Schiff. In allen Sprachen reden sie uns an: „O, Herr Pfarrer, feine Briefmarke mit Franco!“ „Herr Pfarrer, feine Zigarre, billig, billig.“ Ich stelle mich dumm und antworte englisch. Gleich reden sie englisch. Ou, Englishman! Very fine, very good. Und diese Augen und Gesten! — Aber gekauft habe ich trotzdem nichts. Von meinen 16 Schillingen brauche ich 8 für Stempelgebühren in Durban, einen habe ich in England bereits als Almosen für alte Leute gegeben, die restlichen 7 = 4,30 RM. kann man immer noch brauchen. — Morgen ist sehr früh Wecker. Mein Wecker besorgt das.

Ostermontag: Ostermontag in Las Palmas. Alles ist noch ruhig am Schiff. Die Händler schlafen unten auf den Steinflecken auf ihren Schätzen. Wir zelebrieren und gehen zum Frühstück. Kleiden uns um. Tropenanzug. Weiße Pfarrer. Es ist halb 8 Uhr. Steigen die Landungsbrücke hinunter. Da stehen sie in endloser Reihe, die Autotaxen und die typischen südlichen Zweiräder mit dem dünnen Schimmel. Wir haben nur den Wert von 8 Schillingen zur Verfügung. Wenn uns einer dafür durch die Stadt fährt, können wir von Glück reden, sonst müßten wir bei dieser Hitze laufen. Alle halten uns an. „Herr Pfarrer, billig, billig!“ — Aber für 8 Schillinge tut keiner. 10 wären Tage. Die Autos sind alle, die Kutschen fangen an. Die Kerle winken uns fast um. Keiner macht für unser Geld. Wir handeln. Einer spricht wirklich ganz famos deutsch. Aber er hat trotz seiner Sprachengabe die schmutzigste Droschke und den ältesten Schimmel. Für 8 Schilling = 5 RM. tut er einfach nicht. Wir reden, er redet, wir gestikulieren. Wo sein Deutsch nicht mehr reicht, muß Englisch helfen. In all dem Gezeter kommt einer mit seinem Behikel und seinem Schimmel: Winkt mit Bittermiene zum Einsteigen. Wir sichern uns nochmals. Ja, er macht. Denkt wohl: Besser wie garnichts. Einer setzt sich vorne auf, drei hinten. Hü, Schimmel, wir fahren. Die Sonne scheint freundlich auf diesen wunderschönen Fleck Erde. Am Hafen sitzen die Arbeiter. Sie sitzen mehr als sie arbeiten. Heute ist hier kein Feiertag. Die Straßen umsäumen die eigenartigen Wohnhäuser. Nach der Straße eine sehr hohe, schlanke Eingangstür, die Fensterläden sind noch geschlossen, wenn überhaupt Fenster auf die Straße zu sind. Hotels, deutsche, englische, französische zu beiden Seiten. Frauen in schwarzer Kleidung mit schwarzem Schleier gehen zur Kirche und zum Einkaufen. Junge Mädchen mit ekelhaft rotgefärbten Lippen tanzen auf den Gehsteigen. Die Jungen schauen die fahrenden Pfarrer ebenso groß und lachend an wie die autofahrenden Fahrtgenossen von der „Windhuf.“ Auto kann ich überall fahren, aber so „spanisch“ wie hier doch bloß nur in Las Palmas. Unser dünner Schimmel geht immer Trab. Wo das Vieh nur seinen Motor hat? — Wir trinken das seltene Landschaftsbild mit vollen Zügen. Unser Kutscher biegt ab zu den bekannten Zigarettenfabriken. An langen Tischen sitzen alte und junge Spanierinnen mit pechschwarzem Haar und brauner Haut und funkelnden Augen und packen mit einer unglaublichen Geschwindigkeit die dünnen, freisunden Dinger.

Mit unserem Gefährt kommen wir fast schneller durch die engen Straßen wie die Herrschaften mit Autos, die uns ausgelacht. Die Kathedrale: Ein mächtiger alter, innen allerdings sehr dunkler Bau. Mitten im Schiff steht nach drei Seiten vermauert der Chor mit dem kunstvollen Chorgestühl. An den Seitenaltären ist gerade hl. Messe. Erbaut hat mich, mit welcher Auf-



Teilansicht von Las Palmas

Photo: P. Rudloff GMM.

merksamkeit die Leute, es waren freilich sehr wenige, der hl. Handlung folgten. Die Frauen und Mädchen haben alle das Haupt bedeckt mit einem dünnen Schleier. Ein Überbleibsel aus den ersten christlichen Zeiten. Ein Negerminister antwortete an einem Altar seines Amtes und gab seine Antworten mit einem derartigen Stimmenaufwand, daß die ganze Kathedrale davon dröhnte. — Für uns Katholiken ist es doch anheimelnd, auf der ganzen Welt daheim zu sein!

Für einen Schilling fahren wir noch auf einen Turm der Kathedrale. Unser Führer, ein junger, frommer Spanier, hat schon unter Franco gekämpft und eine schwere Verwundung erlitten. Seine Erzählungen, zusammengewürfelt aus Deutsch und Englisch und Spanisch und Gesten waren äußerst interessant. — Mit unserem Schimmel fuhren wir zum Markt. Das muß man im Süden selbst gesehen haben. Drei große Markthallen: eine für Gemüse, eine für Fleischwaren und eine für Fische. Dazu das entsprechende Geschrei und den entsprechenden Gestank. Daß es unreinlich war, möchte ich aber nicht behaupten. Nur hätte man die wildschauenden, kaffeebraunen, runzeligen und schnatternden Marktfrauen lieber auf einen Hengenberg gewünscht. — Wir machen ein paar Photoaufnahmen. Unser Kutscher hat einen unbändigen Stolz, daß wir auch für ihn und seine wackelige Kutsche Reklame machen. Er stellt sich ganz breit vor die Platte. — Gerne gingen wir noch auf den Kanarienvogelmarkt. Unser Wagenlenker tut, als ob er ganz genau verstanden: Canari, Canari, o yes! — Der Schimmel springt über das holprige Pflaster. Wir kommen in Nebengassen, Richtung Hafen. Wir freuen uns schon herzlich auf das bunte Gezwitscher. In einer Gasse hängt vor einem Haus ein Kanarienvogelkäfig. Ganz feierlich zeigt unser behäbiger Kutscher mit seiner langen Peitsche hin. „Äh, Canari!“ — Wir tun ganz selbstverständlich. Er fährt weiter. Wir spitzen die Ohren von

wegen des hundertstimmigen Gesangs. Da, der Schimmel steht. Wir stoßen mit den Köpfen an einen alten Vogelkäfig. Der Inbasse schaut uns dumm an. Der Kutscher macht ganz entzückt und gerührt: „Gentlemen, Canari!“ Das hat er unter Kanarienvogelmarkt verstanden. Wir lachten herzlich über diesen Spaß. Der Kutscher hat das sicher als Freudengelächter über die schönen Canari von Las Palmas gebucht.

Zurück zum Hafen! Der Kutscher kann sich beim Aussteigen wirklich nicht mehr auf den abgemachten Preis besinnen. Wir zahlen und lassen ihn stehen. Doch er macht wenigstens kein allzu großes Theater.

Bis zum letzten Augenblick schreien die Händler unten am Schiff. Die Schiffsbrücke ist schon weggezogen, da fällt es einem noch ein, eine Decke zu kaufen. Man wirft ein Seil hinunter. Der Spanier wickelt sie in ein großes Tuch und hängt daneben mit vielen Grimassen einen Beutel fürs Geld. Das scheint ihm schon die größte Sorge. — Der Dampfer löst sich. Kaum sind wir 50 m vom Land, springen zwei braune sehnige Jungs mit elegantem Sprung von der hohen Landungsmauer ins Meer und schreien zu uns herauf. Man versteht und wirft Geldstücke ins Wasser. Blichschnell tauchen sie nach, kommen wieder herauf und zeigen es — je nach Wert lachend oder widerwärtig — stecken es in den Mund und das Manöver beginnt von neuem. Sobald unsere Schrauben anlaufen, schwimmen sie behend ans Land, um den großen Wellen auszuweichen. Drüben klettern sie wie Affen an einem Seil empor. Lange ist noch das gebirgige Las Palmas in Sicht. — Wir steuern jetzt dem Äquator zu: Walfischbay. 8—9 Tage Wassermeer — Wolkenmeer — Nebelmeer — garnichts.

Hin und wieder kreuzen Schiffe unsern Weg. — An Bord beginnen Wettspiele. Uns hat man für Schach eingeschrieben. Vor langen Jahren



Tilman Riemenschneider: Betweining Christi

habe ich das letzte Mal gespielt. Habe auch keine Leidenschaft mehr dafür, nur soviel, daß die Pfarrer nicht ganz abseits stehen. Ich habe Riesenerfolge auf der ganzen Linie — im Verlieren. Den Damen gegenüber verzichte ich kavalierlich. Sie bekommen dadurch Punkte mehr und haben ihre Freude und ich — meine Ruhe. — Mit dem Englischlernen macht man auch keine großen Geschäfte. Ich schaue lieber ins Meer. Sehe den fliegenden Fischen zu. Kerle wie die Heringe, Flügel wie bei uns die Fledermäuse. Diese breiten sie aus und lassen sich vom Winde treiben, wenn sie Glück haben einen halben Meter hoch und an die 30 Meter weit. Haie habe ich noch keine gesehen. Möchte schon gerne einmal einen zu Gesicht bekommen, aber nicht allzu nahe! — Am Abend ist hier immer was los, allerdings nicht für uns: Tanz, Kostümfest, „Windhuf Derby“, Kino usw. Gerne gehe ich abends in der kühlen Luft rund ums Deck, betrachte die Sterne und denke an so mancherlei, auch an die Heimat und an Euch.

Am Weißen Sonntag begegneten wir dem Schwesterschiff der „Windhuf“, der „Bretoria.“ Mit ihr fuhren im letzten Sommer meine Kursgenossen in unsere neue Heimat. Lange zuvor sah man schon die Rauchfahne. Die Sicht bis zum Horizont sind ungefähr 50 km. Gegenseitiges Winken. Die „Bretoria“ fuhr einen Bogen um uns, gab uns einige hundert Meter das Geleite und wendete dann wieder Kursrichtung: Norden — Hamburg. Letzte Woche hatten wir auch mal Zutritt zur Kommandobrücke. Ein Wunderwerk der Technik, wie ein solcher Dampfer ausgestattet ist und gesteuert wird.

Jetzt geht es stark Afrika zu. Morgen abend sind wir in Deutsch-Südwest. Walvischbah.

(Fortsetzung folgt)

Unser kleines Seminar

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Wenn meine Mitbrüder hier in Afrika nun diese Überschrift lesen, werden sie sich darüber wundern, daß ich über unser kleines Seminar schreibe, da wir noch gar keines haben. Aber das ist gerade das Traurige an der Sache, daß wir eben noch nicht haben, was wir haben sollten. Und gerade deswegen möchte ich darüber schreiben, damit die Wohltäter in der Heimat sehen, wie schwer es ist, im Heidenland auch nur den Anfang zu machen, um Priester aus dem eigenen Volke heranzubilden. Die lieben Leser werden dann auch sehen, daß es nicht die Schuld unserer Missionare ist, daß wir noch nicht so weit sind. Wenn irgend jemand, dann sieht gerade der Missionar, wie wichtig ein Eingeborenen-Klerus ist, denn nur dieser sichert das Missionswerk, das mit so vielen und schweren Opfern aufgebaut werden muß. Wir haben den großen Schaden selber alle erlebt, den der Weltkrieg in den Missionen verursacht hat. Ich habe hier einen Christen, der aus einer Mission in portugiesisch Ostafrika stammt. Diese Station war eine blühende Missionsstation vor dem Krieg und ist durch den Krieg in vollständigen Verfall gekommen. Seither hat sie keine Missionare mehr, die Gebäude sind verbrannt und es ist dort wahr geworden: „Schlage den Hirten, und die Herde wird sich von selbst zerstreuen.“ Noch viel wichtiger aber kann es einmal werden, wenn es zu einem Austrag zwischen den weißen Herren und den Eingeborenen kommen sollte, oder bei ausbrechenden Christenver-

folgungen. Nur Priester des Landes werden über heftige Stürme hinweg die Kirche Christi in den Missionsländern retten können. Als ich vor einem Jahr ungefähr mit unserem Hochwürdigsten Herrn Missionsbischof in Rom war, haben wir auch eine kurze Audienz beim Hochwürdigsten Herrn Erzbischof Constantini gehabt, dem Sekretär der Propaganda, und der hohe Herr hat dabei fast nichts anderes gesprochen als nur über die Wichtigkeit der Heranbildung von Eingeborenen-Priestern. Wir haben das durchaus nicht bestritten und nun will ich einiges darüber schreiben, wie diese so wichtige Sache sich bisher bei uns entwickelt hat.

Wir sind alle davon überzeugt, daß das eine sehr wichtige Sache ist. Man wird vielleicht sagen: Aber warum baut ihr denn dann kein Seminar? Das Seminar ist ja nicht das wichtigste, das wichtigste sind die Studenten, und da haben wir nun schon seit vielen Jahren angefangen Versuche zu machen. Schon vor mehr als 10 Jahren, als wir noch im Gebiet arbeiteten, das jetzt in den Händen der Jesuiten ist, haben wir zwar noch kein Seminar gebaut, aber wir haben ungefähr fünf Studenten nach dem Seminar in Mariannahill geschickt. Einer davon steht jetzt bereits vor der hl. Priesterweihe und wird dann im Vikariat Mariannahill als Weltpriester arbeiten. Der Anfang war also nicht ganz ohne Erfolg. Aber auch hier im Vikariat Bulawaho, das wir noch nicht einmal zehn Jahre übernommen haben, hat es nicht gefehlt an Versuchen. So will ich nun eigentlich nicht über unser kleines Seminar schreiben, sondern über unsere Studenten. Einen Studenten haben wir schon bei der Übernahme vorgefunden. Dieser war damals auch im Seminar in Mariannahill und hat vor allem sehr großen religiösen Eifer gezeigt. Aber nach Beendigung seiner Lateinstudien hat er sich nicht stark genug gefühlt, den Zölibat zu halten und er macht jetzt einen guten katholischen Lehrer, was immerhin besser ist, als einen schlechten Priester.

Dann kam der zweite Versuch. Es war das ein gewisser Julius Makondora. Dieser wurde von einem unserer Missionare ins Schlepptau genommen. Der gute Vater hat seinem Studentlein viele Stunden, manchmal bis tief in die Nacht hinein geopfert, um ihn zum Eintritt in das Mariannahiller Seminar vorzubereiten. Es kam dann auch so weit, aber es hat ihm an der nötigen Demut gefehlt und am Gehorsam gegen unseren Hochwürdigsten Herrn Bischof. Er hat sich nicht den Anordnungen des Hochwürdigsten Herrn gefügt und geht nun seine eigenen Wege. „Also auch ausgesprungen“, würde man in meiner Heimat sagen. Aber gut Ding will Weile haben, und Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden! Also rechnen auch wir damit, daß wir die so wichtige Frage der Heranbildung eingeborener Priester nicht in einigen wenigen Jahren werden lösen können. Man hat einen kleinen talentierten Kerl von hier nach Kutama geschickt. Thomas Nzula heißt er. Dort sollte er im Lehrerseminar weiterlernen. Der Jesuitenpater dort hatte seine Freude an ihm gehabt, weil er ein geivecktes, gescheites Kerlchen war und was die Hauptsache war, auch ein braves Bürschchen. So hat er mir einmal geschrieben, ob wir etwas dagegen hätten, wenn er ihn anfangen ließe Latein zu studieren, er wäre der Überzeugung, daß unser kleiner Thomas ein hoffnungsvoller Priesterkandidat wäre. Natürlich hatte unser Hochwürdigster Herr Bischof nichts dagegen einzuwenden und auch wir Missionare nicht, ganz im Gegenteil, wir freuten uns, wieder einen kleinen Studenten zu haben. Leider dauerte auch diese Freude nur einige wenige Jahre. Gar bald klangen die Briefe des guten Vaters anders und hatten nichts Freudiges mehr über unseren Thomas zu berichten. Ganz



Christ ist erstanden!

Kohlezeichnung von Bruno Zwiener, Breslau

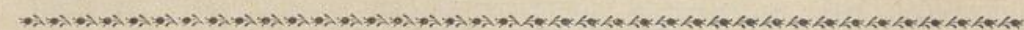
abgesehen davon, daß er das Priestertum als sein Ideal ganz von selber aufgegeben hatte, entwickelte er sich noch obendrein zu einem rechten Lausebuben, so daß er nicht einmal mehr die volle Ausbildung zum Lehrer fertig machen konnte. Ich habe es mit ihm dann als Lehrer versucht, aber seine Haupteigenschaft war grenzenlose Faulheit und dazu noch ein guter Prozentsatz von Einbildung. So mußte er sogar als Lehrer abgebaut werden.

Aber man darf den Mut auch durch die größten Mißerfolge nicht ver-

lieren und siehe da, es meldete sich wieder einer zum Studium. Diesmal war es kein Einheimischer, sondern ein schon älteres Semester aus dem Nhassaland, der hier in Arbeit war. Wir schickten ihn in das kleine Seminar zu den Jesuiten im Vikariat Salisbury. Da er in seiner sonstigen Ausbildung weit genug war, konnte er dort gleich in das kleine Seminar eintreten. Er hat aber nicht einmal ein ganzes Jahr ausgehalten. Dazu ist er ein etwas sonderbarer Kauz, so daß man ihn im Seminar nicht für ganz normal hielt. Er ist jetzt wieder in Bulaiwaho und arbeitet wieder an seinem alten Plag.

Wie es aber immer ist: einer zieht den andern nach sich, im Bösen wie im Guten. So wecken auch Priester- und Ordensberufe immer wieder neue Berufe. Als sich der Stephan aus dem Nhassaland meldete, kam auch noch ein anderer von diesem Stamm auf den Gedanken, Priester zu werden. Er war zwar noch sehr jung, hatte aber so viel wie gar keine Vorbildung. So mußte er sich also zuerst einmal auf die Schulbank mit den Kleinen setzen. Nun aber war er in Schwierigkeiten, das Schulgeld, das da verlangt wurde, aufzubringen. So kam er wieder nach Bulaiwaho zurück. Er konnte ja auch bei uns selber weiterlernen, um sich die nötige Vorbildung anzueignen. Nun vereinbarte ich mit dem Pater Rektor unserer größten Station, daß er dort weiterlernen könne. Vor der Abreise auf die Missionsstation trat jedoch ein Hindernis auf. Ein Bruder des Paul machte Schwierigkeiten und erhob scharfen Einspruch. Nun war es ganz die Sache unseres Paul, zu entscheiden. Er wurde schwankend, verschob seine Abreise und tröstete sich mit dem Gedanken er würde bald ins Nhassaland zurückkehren und dort ins Seminar eintreten. Da hat er nun noch einen größeren Trost gefunden, nämlich eine Braut, und so ist auch diesmal nichts daraus geworden.

So haben wir also schon eine ganze Reihe von Studenten gehabt und jetzt doch wieder keinen. Es braucht eben viel Geduld und großes Gottvertrauen. Es ist eben nicht so leicht, mit der Würde auch die Bürde des Priestertums auf sich zu nehmen. Dazu ist unsere Christenzahl im ganzen Vikariat kaum so groß wie die einer großen Münchner Pfarrei. Den Vorwurf kann uns wohl nach diesen vielen Versuchen niemand machen, daß die Missionare nicht alles tun, was in ihrer Macht steht, um die so überaus wichtige Sache zu fördern. So müssen wir also noch weiter beten, daß der Herr Arbeiter in seinen Weinberg sende, auch solche mit dunkler Hautfarbe. Ich hoffe, daß auch die Leser des Vergißmeinnichts beten helfen, daß wir bald ein kleines Seminar brauchen möchten, weil der Herr Knaben aus dem Matabelestamme sowohl das Talent als auch die Gnade gibt, ein Priester zu werden.



Die Mission ist die große Offensive, die wir im Auftrage des göttlichen Heilandes gegen das Heidentum führen. Die Mission ist der goldene Radius von Licht und Leben, den die Kirche um die Menschheit und den ganzen Erdkreis schlägt. Und je mehr im Zentrum der Heimatkirche Missionsliebe und Missionsbegeisterung pulsiert, desto weiter wird auch die Spannkraft der Missionsperipherie hinausgetragen über alle Völker und Länder.

P. R. Streit OMI.



Erinnerungen aus meinem Missionsleben

Von Schw. Engelberta CPS.

„Maria Loretto“: Teure Erinnerungen birgt es für mich und ich möchte mich nicht zu lange dabei aufhalten, denn sie stimmen mich wehmütig. 1916 in Südafrika, da war der Anfang, freilich schwer, aber schön war es doch. Man konnte auf dem hohen Berge ringsherum so frei und weithin sichtbar, alles so schön anlegen. Unten spiegelte sich der breite wie silberflutende Ingwangwanefluß, die grünen Wiesen und Täler mit den vielen runden Hütten der Eingeborenen umgebend, sogar die Eisenbahn sah man vorbeifahren (für Afrika ein seltener Anblick) und beim Bahnhof, eine kleine Blechhütte, begann sich eine nette Siedlung von weißen Farmern anzusiedeln.

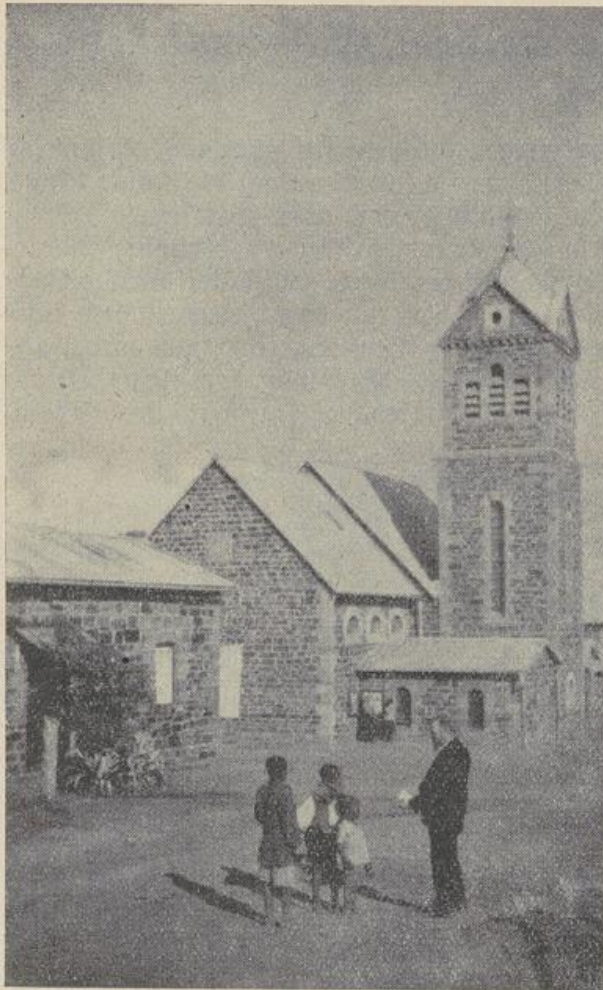
Das schmucke Kirchlein, eine meiner Tanten hatte es uns gestiftet, und auch der runde Kraal, unsere Küche, nebst dem hohen Glockenturm, stand in der Mitte der Drahteingäunung, bepflanzt mit europäischen Nadelbäumen. Zwei große Trauerweiden zierten die Mitte des freien Platzes und warfen weithin ihren angenehmen Schatten. Blumenbeete und Rosenbäumchen boten am Eingang einen lieblichen Anblick. Hinter der Küche war ein kleines Gemüsegärtchen angelegt und sogar 20 Obstbäume trugen schon im zweiten Jahr Früchte.

Einen zierlichen Taubenschlag baute ich mir in der Nähe unseres Stübchens. Die Tauben wurden so zahm, daß sie uns entgegenflogen, wenn wir von der Hauptstation Centocoin auf den Monte Loretto kamen. O wie zauberhaft schön war es hier hoch oben an mond hellen Abenden, wenn die Glühwürmer ihre Lichtchen herumtrugen, wenn an den Gräsern die Tau perlen hingen und in den duftigen Blumenkelchen der Feen trank schimmerte; wenn der linde Zephyr mit seinen Fingern in die Zweige des jungen



Schw. Br. Augustin CMM.
auf der Rast bei einer Werbefahrt in U. S. A.
Er schickt den Vergißmeinnicht-Lesern, besonders
den treuen Mithelfern unserer Vertretungen in
Würzburg und Köln, die sich seiner noch erinnern,
die herzlichsten Ostergrüße

Photo: Br. Augustin CMM.



Auf der Missionsstation Maria Trost
Photo: P. Brunner, Maria Trost

Wäldchens fuhr und Grillen zirpten, und das Heer der Frösche vom nahen Flusse herauf munter dazu quakten.

Nur war es mir manchmal doch recht arg, daß ich meist so allein war in dieser Bergeinsamkeit. Die gute Schwester Oberin Rosa gab mir wohl zuweilen eine liebe Mitschwester mit, aber es konnte nicht immer sein, denn man brauchte diese Schwester dringend auf der Hauptstation. Ich hatte wohl ein erwachsenes Mädchen von der Centocoiwer Schule bei mir, welche zugleich Hilfslehrerin war, denn ich hatte bald viele Kinder, Knaben und Mädchen in der Schule, die aber um 3 Uhr nachmittags heimgingen. Nur Honnie, ein sechsjähriges Bübchen, und das zwölfjährige Annerl blieben bei uns und schliefen in der Schule. Annerl war schon ein Hausmütterchen und half überall. Der Kleine lernte bald bei der hl. Messe dienen und durfte die große Glocke läuten. Am Freitag trat ich meistens mit

ihnen den Heimweg nach Centocoiw an, wo wir über den Sonntag blieben.

Wochen- und monatelang wiederholte sich das so. Als aber das Frühjahr kam wünschten die Schwestern nicht mehr, daß ich so allein mit den Kindern sei. Zu dieser Zeit herrscht nämlich bei den Eingeborenen der Brauch, mehrere Menschenköpfe für diesen oder jenen König ihres Stammes zu opfern. Es werden auch tatsächlich jedes Jahr 2—3 Personen aufgefunden, denen die Köpfe abgeschnitten wurden.

Eines Tages überraschte mich in Maria Doretto ein Unwetter. Ich war allein auf der Station. Kein Stückchen Brot war da, nur auf dem Kakenteller lag noch etwas Maisbrei. Unter Weinen und Lachen aß ich mit Mizi, unter Blitz und Donner und Hagelwetter saß ich mutterseelenallein da oben. An ein heimgehen war nicht mehr zu denken. Bis tief in die Nacht hinein dauerte das Unwetter. In trübseliger Stimmung legte ich mich mit den Kleidern aufs Bett. Endlich schlief ich ein und träumte sogar einen schönen, tröstlichen Traum. Unsere gute Schwester Coletta selig, mit der ich so viele Jahre ununterbrochen in der Centocoiwer Mission zusammengelebt, welche mir stets eine mütterliche Freundin und Beraterin gewesen, stand vor meinem Bette. Neben ihr war eine große, schlanke Schwester mit lieb-freund-

lichem Angesicht; auf diese deutete sie und sagte: „Weine nicht mehr, diese da wird dir helfen dürfen, sie wird dir mehr als Schwester und Freundin, sie wird dir Mutter sein.“ Dann verschwanden sie. Als ich erwachte mußte ich fast lachen, denn woher sollte eine solch tatkräftige Schwester kommen? Brauchen könnte ich freilich eine solch gute Hilfe. Unser Schulinspektor selbst sagte bei der letzten Prüfung: „Sie müssen unbedingt noch eine Hilfslehrerin haben.“ Er sagte es auch daheim zu P. Superior; aber es war eben keine solche Schwester auf der Station, denn alle hatten vollauf zu tun.

Aber „wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“ Man schrieb das Jahr 1920. Da wurden viele unserer Schwestern aus Ostafrika von den Engländern ausgewiesen. Sie nahmen ihre Zuflucht nach Natal und wurden von den Schwestern in Mariannhill liebevoll empfangen. Nach Centocoin kamen deren zwei. Ein Lichtstrahl der Freude leuchtete mir beim ersten Anblick der beiden lieben Schwestern. Da ist sie ja, die mit mir nach Maria Loretto gehen darf — und so kam es auch. Die liebe Mutter Vikarin bestimmte es selber. So bekam ich schon nach kurzer Zeit durch die liebe Schwester Ubalda, die arme Ausgewiesene, welche schon 15 Jahre in Ostafrika als Lehrerin, Sakristanin und Krankenschwester sehr erfolgreich tätig war, eine gute Amtskollegin. Freudig pilgerten wir zusammen nach Maria Loretto hinauf.

Schon beim ersten Besuch hatte es der armen, tiefbetrübten Schwester gefallen. Sie trauerte sehr um ihre gänzlich verlassenen Kinder in Ostafrika. Hier in Maria Loretto gab es ja Kinder genug, und da sie Englisch konnte, übernahm sie gleich eine Klasse in der Schule. Nun war mir 53 jährigen und mehr als 33 Jahre in Afrika wirkenden Missionschwester geholfen.

Manch liebe Erinnerungen tauchen jetzt vor mir auf und stimmen meine Seele froh und dankbar. Ich brauche nicht lange nachzudenken, denn ein Tagebüchlein aus jenen sonnigen, fried-frohen Tagen aus Maria Loretto liegt vor mir. Und meine Kinder, meine lieben, wenn auch manchmal wilden, schokoladebraunen Zulukinder! Wie lieb waren sie, wie talentvoll in der Schule, wie freudig beim Unterricht, wie begeistert für ihre Lehrerinnen. Wenn die Ferien kamen weinten sie beim Abschied von uns. Zubiel des Schönen und zu lange würden diese Erinnerungsblätter werden. Drum muß ich dir und mir die Augen zu schließen versuchen. Der liebe Gott ist gut! Ihm sei Lob und Preis und Dank für alles!

Loretto war oft noch in weiße Nebelwolken gehüllt, nur das Türmchen und das Kirchlein waren sichtbar, wenn wir so hinaufpilgerten.

„O heilig Haus von Nazareth,
Von Paradiesesluft umweht,
Dich trug ein singend Engelsheer
Herüber über's weite Meer.“

So kam es uns unwillkürlich in den Sinn, und freudig, mit gehobener Stimmung nahen wir uns mehr und mehr unserer lieben Engelsburg in den Wolken oben.

Matt und müde waren wir gegen 9 Uhr oben angekommen. Nun mußte die große Schulglocke im Turm geläutet werden. Das tat stets der kleine Honnie. Zu zweien ging nun alles viel leichter. Doch dieses Glück dauerte nicht lange. In allen Schulen Centocoins gab es große Neuerungen. Es waren indessen genügend eingeborene Lehrkräfte herangebildet worden, die auf eine Anstellung warteten. So konnten, durften und sollten sich die alten Lehrerinnen pensionieren lassen. In der Dorftageschule wurde die

gute alte Schwester Ligorj durch einen verheirateten eingeb. Lehrer ersetzt. Sie selber kam ins Sanatorium, wo sie bald eines heiligmäßigen Todes starb. Schwester Domitilla mußte die Schule auch verlassen. So waren wir also frei und verlassen ergeben, aber doch mit wehmütiger Stimmung unsere Wirkungsstätte, unsere lieben schwarzen Kinder, die mit treuen Herzen an uns hingen.

„Wenn die Schwalben heimwärts ziehen,
Wenn die Rosen nicht mehr blühen,
Fragt das Herz in bangem Weh:
Ob ich dich auch wiederseh’?“

Scheiden, ach scheiden tut weh. Der Mensch denkt und Gott lenkt! Noch wußten wir nichts Bestimmtes wohin wir gehen sollten. Und doch hatte schon der Herr in seiner weisen Vorsehung uns ein Plätzchen bestimmt. Das Jahr 1922 brachte unsere Ehrwürdige Mutter Paula zur Visitation. Mit welcher Freude dieselbe von allen empfangen wurde ist nicht zu sagen. Vieles hatte die Ehrwürdige Mutter zu regeln und anzuordnen. Die Mariannahill am nächsten gelegene Station Maria Einsiedeln lag sozusagen wie ein eingeschlafenes Dornröschen unter seinen verwucherten Dornenhecken ganz verborgen und sollte wieder zu neuem Leben erweckt werden. Früher war hier eine reizende Farm voll süßduftender Rosenhecken. Abt Franz hatte sie billig bekommen und nannte die kleine Station „Maria Einsiedeln.“ Es war die erste Tochter Mariannahills. Das Volk schien sich nicht befehlen zu wollen und so schloß die Mission hier ein. Unsere Generaloberin hatte aber von jeher eine Vorliebe für dieses so lieblich im Talgrunde liegende Plätzchen. Sie erwarb die kleine Station als Eigentum für die Schwestern und gedachte sie zu besetzen. Dazu wählte sie nun mit mütterlicher Fürsorge uns freigewordene Schwestern. Wie freuten wir uns und rüsteten zur Reise dorthin. Gott war mit uns! Obwohl wir anfangs mit großer Armut zu kämpfen hatten, wurde es doch bald besser. Schwester Abalda war eine gute Oberin und wurde schnell beliebt unter dem Volke durch ihr freundliches Wesen. Bald kamen viele Kinder zur Schule, welche Schwester Domitilla unterrichtete. Das Kirchlein wurde bald zu klein, so mußte der Katechismusunterricht im Freien gegeben werden. Bald stand auch unter sorglicher Pflege der tüchtigen Ökonomin Schwester Mathilde Feld und Garten in schönster Blüte und das Dornengestrüpp, welches die Station ringsum einschloß, wurde wieder frisch und Rosen in allen Farben strömten ihre süßen Düfte aus. Dornröschen war vom Schläfe erwacht.

Aber es währte nicht lange, da kam ganz unerwartet die freudige Nachricht, daß die Mission in Ostafrika wieder eröffnet sei. Ehrw. Mutter Generaloberin ernannte Schwester Abalda zur Provinzialoberin für die dortige Mission. Sie sollte mit Schwester Mathilde und anderen lb. Schwestern zurückreisen. Auch wir beide durften nach Ostafrika reisen und bekamen sogar von der englischen Regierung durch unseren Schulinspektor das Reise-geld gespendet. Maria Einsiedeln wurde neu besetzt und hat sich, wie wir unlängst aus dem Munde unserer neuen Generaloberin hörten, zu einer gottgesegneten Missionsstation entfaltet. Also ist unser Dornröschen wach geblieben und immer schöner und kräftiger geworden. Die letzte Oberin dafelbst, Schwester Delphine, soll ganz unglaubliches mit ihren eifrigen Schwestern zustande gebracht haben. Gott segne sie alle im schönen Südafrika, in Mariannahill und auf allen Stationen! Das ist mein inniger Wunsch und treues Gebet. Auch uns in Ostafrika geht es gut, wir sind glücklich und zu-

frieden. „Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir mangeln, auf seiner Weide läßt er mich rasten.“ Du teure Erinnerung bist mir die beste Freundin.

Gedanken über allerlei Spiegel

Von P. Odo Ripp CMM.

Von jeher liebte es die menschliche Eitelkeit, das holde Antlitz im Spiegel zu beschauen. Manche sind da hoch erfreut über die Wahrnehmung, daß ihre Züge das richtige Ebenmaß haben und so in die Klasse der Schönen eingereiht werden können. Andere machen weniger erfreuliche Feststellungen, wenden sich mit einer Art Unbehagen von dem unbestechlichen Richter hinweg, der ihnen klipp und klar das Zeugnis ausstellt, daß ihr Bild nicht vollkommen gelungen sei. Es geht ihnen wie einem gewissen Vogel, den die Natur anscheinend etwas stiefmütterlich bedacht hat. Utekwane heißt das gefiederte Wesen. Der Missionar, den sein Beruf über Flüsse und Bäche führt, kann ihm des öfteren begegnen an seichten Stellen, wo Binsenwerk und Schilf wächst. Da ist er zu sehen wie er seine possierlichen Luftsprünge macht. Zuweilen schaut er aber auch besinnlich in den Wasserspiegel, wohl um nach kleinen Fischen und Reptilien zu schnappen. Allein der hiesige Volksmund glaubt seine Gedanken erraten zu haben und legt ihm folgende Klage in den Schnabel. „Ich wäre schön, ich der Utekwane, doch ich bin verunstaltet durch dies und das.“ Worüber ist er ungehalten? Es sind sein aschgraues Gefieder, seine plumpen Füße, es ist der unschöne Schopf auf seinem edlen Haupte.

Es besteht nun kein Zweifel, daß der Wasserspiegel das erste Instrument war, worin die eiteln Menschenkinder ihre figlichen und mißlichen Beobachtungen betreffs ihres äußeren Aussehens machen konnten. Später natürlich trieb die Neugierde zu besseren Entdeckungen. Zuerst feingepolierte Metallplatten bis zu den bligblanken Spiegeln, die jetzt überall Heimrecht haben, wo eben Menschen wohnen. Etwas Dünkel und Stolz sitzt in jeder Menschenbrust. Von diesem Erbübel haben die Naturvölker eine gründliche Dosis erhalten. Bei ihnen herrscht zuweilen die „Hoffart des Lebens“ ungehemmt und ungezähmt. „Ich bin eben, was ich bin.“ Daß so etwas durch die Gnade und Huld ihres Schöpfers kam, entzieht sich ihrer Erkenntnis. Darum heißt es „Kopf hoch“ und nach pfauenart sein Gefieder bemerklich zur Schau tragen. Venus hat hier ein großes Gefolge. Zum gewöhnlichen Aufputz ihrer Schüler und Schülerinnen gehört selbstredend ein Spiegel, wenn er auch nur den Deckel einer Salbendose bildet. Doch scheint diese Mode schon außer Kurs zu sein, und in der Reisetasche, die jetzt alles Kleinvolk mit sich führt, findet sich ein ganz ansehnlicher Spiegel. Unlängst hatte ich einen heidnischen Burschen auf die hl. Taufe vorzubereiten. Eines Morgens kam ich auf sein Zimmer, um ihn zum Unterricht zu rufen. Er war eben daran seine gesottenen Maiskörner zu kauen, während er schmunzelnd und selbstvergnügt sich in seinem auf dem Tisch aufgestellten prächtigen Spiegel betrachtete. — Im armen St. Bernard findet sich natürlich kein solches Kleinod. — „Nun, was siehst du in diesem Spiegel?“ fragte ich. „Wirkliche Schönheit“, meinte er. „Doch nein, Eitelkeit der Eitelkeit“, erwiderte ich ihm, „so komm jetzt zum Lernen, ich werde dir schon andere

Spiegel vorhalten, die dir deinen wahren Wert zeigen werden.“ Von da ab war das Trugbild im Koffer verschwunden, und der Dünkel, der anfangs aus seinen Augen blinzelte, schien etwas abgeblaßt zu sein.

Nun die Auswüchse des leidigen Stolzes teilt der Schwarze mit allen Vertretern der Menschheit auf dem ganzen Erdball. Hat er etwa keinen Anlaß dazu? Hat ihn etwa die Natur unschön und häßlich erschaffen? Das wird kein Volkstümmer behaupten wollen. Die in Büchern der Völkerkunde aufgestellten Typen sind meistens Exemplare, denen das harte Leben, besonders „die Hoffart des Lebens“ mit ihren traurigen Begleiterscheinungen den Adel der Natur abgestreift hat. Manch schwarzes Naturkind, dessen Stammregister auch auf Adam und Eva zurückgeht, trägt die Spuren seines göttlichen Ursprungs an sich und könnte mit der Sulamitin im Hohen Liede sagen: „Ich bin schwarz, aber ich bin schön.“ Wer in die Wildnis kommt, in ganz heidnische Gegenden, wo noch Zucht und strenge Vätersitte herrscht, den kann zuweilen ein gewisser Schauer überkommen, von dem der große Botaniker Linne beim Anblick all der Naturwunder spricht, die Gott so reichlich in jeder Blume, Baum und Strauch aufblühen läßt: „Ich habe Gott gesehen im Vorübergehen, ich habe ihn gesehen, und ich bin stumm geblieben vor Bewunderung und Schrecken. Ich habe einige Spuren seiner Fußstapfen in den Werken seiner Schöpfung entdecken können.“ Umso mehr kann man dies Erlebnis machen bei Begegnung jugendlicher Leute, die von menschlicher Verderbtheit unberührt, das natürliche Bild und Gleichnis Gottes noch ungetrübt in ihrer ganzen Erscheinung zur Schau tragen. Aus der Seele des Glaubensboten drängt sich da unwillkürlich der Segensspruch auf die Lippen: „O Menschenkind, möchtest du deinen Schöpfer erkennen, dessen Bild du trägst, und wissen von der göttlichen Liebe, die um deine Seele wirbt.“

Es ist nun das heiße Verlangen jeder Bantumutter, ein bildschönes Kind in die Wiege zu legen. Dieses Geschenk erbittet sie von Gott oder den Schutzgeistern, je nachdem sie gläubig oder noch im Heidenwahn lebt. Nebenbei glaubt sie ihren Zweck durch Anwendung folgenden Mittels zu erreichen. Der „Wasserspiegel“ muß da herhalten. Ein schwarzer Krug wird bis zum Rande mit klarem Wasser gefüllt. Die werdende Mutter sucht aus der Verwandtschaft ein nettes Kind heraus. Dasselbe stellt sie neben den Krug und spiegelt sein Angesicht im Wasser. Davon trinkt die Mutter ab und zu einen Schluck in der Überzeugung, daß sie das Bild des Kindes in sich aufnimmt. Vielleicht werden nicht alle Biologen in diesem Brauche jeden Zusammenhang von Ursache und Wirkung leugnen wollen. Doch christliche Mütter haben wirksamere Mittel zur Verfügung, wenn sie ihres hl. Berufes eingedenk mit Vorliebe in einen anderen Spiegel schauen, „den Spiegel der Gerechtigkeit.“ Mit diesem Titel wird die heiligste und reinste der Frauen beehrt, die Jungfrau-Mutter Maria. Sie ist ein Sinnbild aller guten Gaben. Ihre Bilder voll Anmut und Unschuld mit den geistigen und leiblichen Augen zu betrachten, und deren himmlische Schönheit auf sich einwirken zu lassen, kann dem Schaffen einer Künstlerhand gleichen, die ein formvollendetes Meisterwerk herstellt. Wohl in jeder Sprache wird das Gesetz der Vererbung in einigen Sprichwörtern ausgedrückt. Auch die Zulusprache entbehrt deren nicht. „Das Häschen ähnelt dem Häschen“; „das Kälbchen gleicht der Mutter.“

Darum die heilsame Ermahnung an alle christlichen Mütter, recht fleißig in den „Spiegel der Gerechtigkeit“ zu schauen, um daraus einen heiligen, reinen Tugendwandel zu lernen, der als kostbares Erbe auf die Kinder

kommen möge. Diese fromme Übung wirkt mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes und hat überdies noch die Verheißung göttlichen Segens. „Jeder gute Baum bringt gute Früchte“ (Matth. 7, 17).

Im christlichen Leben spricht man noch von einem sogenannten „Beichtspiegel.“ Dieser übt weniger Anziehungskraft auf die Menschen aus, ist darum aber nicht weniger notwendig und heilsam, wenn man seine Seele rein bewahren will. Darin sucht man sein Innenleben zu spiegeln und zu erforschen, wie es im Herzenskämmerlein aussieht. Wer es ernstlich meint mit seiner Seele, wer an ihre ewige Bestimmung glaubt, muß notwendig dieses manchmal unbekannte Land gut auskundschaften, da auf seinem Boden



Neue „Hutmode“, ein Fell, in Südafrika
Umatuzefrau

Photo: Mariannhiller Mission

sich Kämpfe und Kämpfe abspielen, die für eine Ewigkeit entscheidend sind. Dem Beichtspiegel könnte man auch einen andern Namen geben mit der Aufschrift: „Nosce teipsum = Lerne dich selbst kennen.“ Das ist ein berühmtes Wort, das über der Tempelpforte zu Delphi zu lesen war, und schon Heiden aufforderte, Selbsterforschung zu halten. Die ernste Beherzigung dieses Wortes unterschreiben alle christlichen Philosophen und Lehrer des geistlichen Lebens. „Die höchste und nützlichste aller Lernaufgaben ist wahre Erkenntnis und Geringschätzung seiner selbst“ (Nachfolge Christi I, 2, 4).

Was haben nun Seelenforscher in dieser geheimnisvollen Welt alles entdeckt und gesehen? Neben viel Hochland mit herrlichen Anlagen für alles Gute, Wahre und Schöne gewahrten sie Talgründe, in denen Giftschlangen üppig gedeihen, Sümpfe, denen viele Todeskeime entsteigen. Sie sahen das untilgbare Bild und Gleichnis Gottes auf dem Seelengrund, das aber durch die Sünde entweiht und beschmutzt wurde. Sie erkannten die Größe des Menschen, aber auch sein unsägliches Elend, einen entthronten König im Bettlergewand. St. Bernard, der so viel über diesen

Gegenstand nachdachte und predigte, redet darum jeden Menschen also an: „Schämst du dich nicht, deinen Kopf stolz zu erheben, du, der du dein Herz nicht erhebest, deinen Körper aufrecht zu tragen, du, dessen Seele auf der Erde kriecht? Denn heißt es nicht auf der Erde kriechen, wenn man Geschmack und Verlangen nach Sinnlichem hat und solches erstrebt? Immerhin ist dein Leben noch das eines Bildes, da du erschaffen bist nach dem Bilde und dem Gleichnisse Gottes, ähnlich geworden aber den Tieren beim Verluste dieser Ähnlichkeit. Wenn nun, als du in deiner Größe warst, es nicht erfaßt hast, daß du von Erdenlehm warst, gib wenigstens Acht, jetzt wo du in den Schlamm des Abgrundes versenkt bist, zu übersehen, daß du Gottes Bild bist, und erröte, es umkleidet zu haben mit anderer fremder Ähnlichkeit. Erwenne dich deines Adels und schäme dich wegen solchen Abfalls. Erkenne deine Schönheit, um nicht mehr beschämt zu sein ob deiner Häßlichkeit.“ Damit wird die Wunde aufgedeckt, an der alle Menschen bluten. Aus dieser Erkenntnis folgert der heilige Abt von Clairvaux die Notwendigkeit der Demut, die uns als das erkennen läßt, was wir wirklich sind. Diese demütige Selbsterkenntnis wirft sich in die barmherzigen Arme Gottes, erzeugt die Liebe zu Gott und zu seinem Bildnis, das in jedem Menschen ist. Wer von sich selbst recht Bescheid weiß kennt sich aus über seinen Bruder, nicht um ihn zu richten, — uns allein sollen wir richten — sondern um mit ihm Mitleid zu haben. Dieses Mitleid soll sich nach St. Bernard zeigen durch hilfreiches Entgegenkommen allen Armen Christi und den Enterbten der Menschheit. Dies hält er für notwendiger als prunkvolle Kirchen bauen und unnütze Schätze darin aufzuhäufen. In den Notleidenden, Hungernden und Nackten sieht er lebendige Tempel Gottes, die Anspruch haben auf des Lebens Notdurft.

Maria hilft!

Originalroman von Magda Trott

(Fortsetzung)

Leo benachrichtigte sofort die Mutter. Ein jeder half der Erregten, so gut es ging, damit sie möglichst schnell die Reise zu dem verzweifeltsten Bruder antrete.

„Noch befindet sich mein Bruder im Sanatorium Professor Stiflers. Man muß seine verzweifelte Stimmung erkannt haben. Heilige Jungfrau, erbarme dich meiner!“

Monika hatte den Brief, den ihr der fast erblindete Bruder geschrieben, Frau Brandau zum Lesen gegeben. Es war ein verzweifelter Aufschrei eines hoffnungslosen Menschen, der die ihm auferlegte Bürde nicht länger tragen wollte. Inniges Mitleid erfüllten Mutter und Sohn mit dem Unglücklichen. Und aus ihren gläubigen Herzen stiegen Gebete zum Throne Gottes empor, das Schrecklichste gnädig abzuwenden zu wollen.

Frau Brandau half dem erregten jungen Mädchen den Koffer packen. Währenddessen besorgte Leo ein Auto. Vielleicht war es möglich, den Schnellzug in

Kamenz noch zu erreichen.

„Laß es nicht zu spät sein!“ Diese Worte kamen ungezählte male von Monikas Lippen, als sie mit geschlossenen Augen in der Ecke des Abteils saß. — Sie sollte die Eltern auf den schweren Schlag vorbereiten! Professor Stifter würde ihr vielleicht entgegentreten mit den Worten: er ertrug sein Leid nicht, machte seinem Leben vor der Zeit ein Ende.“

„Ach Ludwig“, weinte Monika verzweiflungsvoll, „du wußtest nicht, an wen du dich in deiner Seelennot wenden solltest. Du hattest, genau wie ich, den Glauben verloren, das Hoffen verlernt. — Nichts blieb dir, als Verzweiflung. — Das ist das Ende für den Sünder. Auch Judas ging hinaus und erhängte sich.“

Wie quälend die Fahrt war, wie langsam heute der Zug durch die Gegend kroch.

„Man soll im Gebet nicht fordern, soll gläubig bitten“, stammelten die blassen Mädchenlippen, „so bitte ich dich, in die-

ser schweren Stunde, heilige Jungfrau Maria, halte deine Hände schützend über den Bruder, auch wenn er deiner Gnade nicht wert ist. Laß mich ihn lebend antreffen. Hilf mir, heilige Gottesmutter, wie du schon so vielen in Not und Leid beigestanden hast. — Maria, hilf auch mir!“

7. Kapitel

In später Abendstunde traf Monika in der Klinik Professor Stiflers ein. Die Klinik, der gleichzeitig ein Sanatorium angegeschlossen war, stand in einem herrlich gepflegten Garten und machte einen freundlichen Eindruck. Wieviel Jammer und Leid umschlossen diese Mauern.

Monika, von innerer Angst getrieben, fragte sofort nach ihrem Eintreffen nach dem Professor. Man sagte ihr, daß Stifter zu so später Stunde nicht zu sprechen sei.

„So führen Sie mich zu meinem Bruder, Herrn Gessert.“

„Auch das darf ich zu so später Stunde nicht tun.“

„Ich muß meinen Bruder heute noch sprechen und zwar sogleich! Sie müssen mir den Weg zu ihm weisen, wenn Sie nicht wollen, daß etwas Furchtbares passiert.“

Der Pförtner wies das junge Mädchen an die Oberschwester. Auch diese machte Ausflüchte. Als Monika jedoch voller Angst von dem erhaltenen Briefe des Bruders sprach, der heute früh in ihre Hände gekommen sei, wurde die Oberschwester unruhig.

„Sein Leben steht auf dem Spiele“, fuhr Monika erregt fort.

Die Oberschwester übernahm selbst die Führung. Monika schaute nicht nach rechts und links, sie strebte so rasch es ging, vorwärts, immer das gleiche Gebet auf den Lippen: „Vater im Himmel, laß es nicht zu spät sein!“

Nachdem mehrere Gänge durchschritten waren, trafen die beiden einen Pfleger. „Wo liegt Herr Gessert?“ fragte die Oberschwester.

„Im Zimmer Nr. 16.“

„Haben Sie ihn vorhin gesehen?“ forschte Monika ängstlich. „Lebt er noch?“

„Ich war erst vor einer Stunde bei ihm.“

„Er lebt, gottlob, er lebt noch! Man hat mich erhört. Bitte, lassen Sie mich zu ihm.“

„Herr Gessert dürfte bereits zur Ruhe gegangen sein.“

„Ich muß ihn sehen, will ihn sprechen!“

Nun stand sie an der Tür des Zimmers, lauschte mit klopfendem Herzen. Als sie von innen heraus Schritte vernahm, traten ihr erneut die Tränen in die Augen.

„Es ist noch nicht zu spät, — er lebt noch.“

Monika pochte an die Tür. Sie vernahm des Bruders Stimme, als sie aber die Klinke niederdrückte, war die Tür verschlossen.

„Ludwig, ich bin es, Monika, deine Schwester. Bitte, laß mich zu dir.“

Der Kiegel wurde zurückgeschoben. Wenige Augenblicke später hatte Monika den Bruder stürmisch umschlungen. „Gott sei gedankt, — du lebst!“

„Du bist zu mir gekommen“, klang es müde, „willst mich zurückhalten von dem letzten Schritt. Schon gestern wollte ich ein Ende machen. Ich habe es nicht gekonnt, — ich hatte ein Gefühl, als halte mich jemand zurück. Nun soll es heute abend geschehen.“

„Nein“, rief Monika in größter Angst. „Ludwig, es gibt für dich noch eine Rettung.“

Ludwig Gessert schüttelte hoffnungslos den Kopf. „Ich habe das Hoffen verlernt, liebe Schwester. Was soll ein Mensch, wie ich, noch länger auf der Erde?“

Sie setzte sich neben ihn auf den Divan und betrachtete ihn lange. Der überschlanke junge Mann war stark abgefallen, sein Gesicht mit den fast erloschenen Augen, trug die Spuren seelischer Zerrissenheit. Und doch war Ludwig Gessert ein schöner und flotter Student gewesen. — Er hatte den Rock abgelegt, war vielleicht auf dem Wege, von dem es keine Rückkehr mehr gab.

Monikas Augen gingen im Zimmer umher. Wo lag die furchtbare Waffe, die sein Leben enden sollte?

„Ludwig, hast du nicht daran gedacht, was du den Eltern und mir antust?“

„Der blinde Sohn ist für die Eltern eine ständige Qual. Glaube mir, Monika, es ist besser, ich scheide von der Erde.“

„Nein, Ludwig, es wäre ein Verbrechen, es ist eine der schwersten Sünden, die du auf dich laden würdest!“

„Ich hätte den Brief nicht eher an dich absenden sollen, bis man mich fand. Es sollte schon gestern geschehen — —. Als ich den Brief an dich geschrieben hatte, — fand ich den Mut nicht mehr.“

„Gott bewahrte dich vor dem Furchtbaren, er wollte nicht, Ludwig, daß du diese Sünde tatest.“

„Bist du plötzlich so fromm geworden, Schwester? Glaubst du, daß sich Gott meiner erbarmen wollte? Ich habe im letzten Jahr oft an ihn gedacht, ich habe keine so schweren Sünden begangen, daß er mich mit Blindheit strafen müßte.“

„Du sollst nicht verzweifeln, Ludwig, du mußt glauben, mußt glauben und hoffen. — Vielleicht gibt es noch eine Rettung! Sieh mich an. Seit wenigen Ta-

gen ist eine unerklärliche Wandlung in meinem Innern vorgegangen. Ich möchte es ein Wunder nennen. Ich kenne mich selbst nicht mehr, Ludwig; die Welt liegt plötzlich vor mir in neuem Glanz. — Lieber Bruder, ich habe den Wanderstab gefunden, den jeder Mensch braucht, um durch das Leben zu pilgern. — Ich bitte dich, höre auf mich.“

„Wie sonderbar du redest, Monika.“

„Komm mit mir nach Alsbendorf, komm in den kleinen Ort, der voller Segen ist.“

„Ich kenne Alsbendorf nicht.“

„Du wirst es kennen und lieben lernen, Ludwig. Ich nehme dich mit. Vielleicht findet mein Gebet Erhörung, und es wird dir geholfen; vielleicht hat es Gott aber auch anders beschlossen. Trotzdem würde es nicht mehr Nacht in deinem Innern sein, wie das bis jetzt der Fall war. Dir wird ein neuer Stern erstrahlen. Ludwig, ich bitte dich, komme mit mir nach Alsbendorf!“

„Ich ertrage das Leben nicht länger, Schwester. Ich habe von der Operation alles erhofft. Geduldig wollte ich die Schmerzen tragen, in der Hoffnung, es wird besser werden, Professor Stifter jedoch scheint von einer Operation nichts zu erhoffen. Wahrscheinlich ist er davon überzeugt, daß es für mein Leiden keine Hilfe mehr gibt.“

„Ludwig, lieber, lieber Bruder! Auch ich glaubte in Schwermut versinken zu müssen; nun ist all das Schlimme weg. Komme mit mir nach Alsbendorf, Ludwig, ich führe dich in ein Haus, in dem der Frieden wohnt. Du findest einen fast gleichalterigen Gefährten darin, mit gleichen Interessen, wie du sie hast.“

„Monika, laß mich — —“

„Nein, Ludwig, ich lasse dich nicht! Wie könnte ich jemals eine ruhige Stunde haben, wenn ich denken müßte, daß du eines Tages zur Waffe greiffst. Du darfst es nicht tun! Ich mache dem Professor von deinem Vorhaben Mitteilung. Man wird dich zu jeder Minute beobachten.“

Erregt sprang Ludwig Gessert auf. „So mag es gleich geschehen!“

„Bruder — um Gottes Willen, denke an die furchtbare Sünde, die niemals gesühnt werden kann, die keine Vergebung findet!“

Monika wollte den Bruder zurückhalten, doch jäh unterließ sie es. Sie wollte wissen, wo er die Waffe verwahrte. Sie würde dann schneller sein als er, würde sie ihm entwenden.

Unsicher tastete sich der junge Mann zu dem kleinen Handkoffer, der oben auf dem Schrank stand. Holte einen Schlüssel aus der Brusttasche, schloß den Koffer auf — — Da sprang Monika hinzu, ergriff die Waffe und hielt sie hoch.

„Du sagtest mir, gestern habe dich eine unsichtbare Gewalt an der Ausführung deines Planes gehindert. Es war Gottes Wille! Und dieser Wille ist heilig! Glaube mir, Bruder, ich habe das feste Vertrauen, dich wieder als einen frohen Menschen zu sehen. Ich bitte dich erneut, komme mit mir nach Alsbendorf, verweile in dem stillen Ort einige Wochen, und du wirst ihn seelisch gestärkt verlassen.“

Monika hatte den Bruder neben sich auf den Diwan gezogen. Die Waffe hatte sie auf einen entferntstehenden Sessel gelegt.

„Ich hätte dir nicht schreiben sollen“, kam es erneut von Ludwigs Lippen. „Ich hätte dir und mir diese Stunde ersparen müssen.“

„In heißem Gebet habe ich zur Jungfrau Maria gefleht, sie möge mir diese Stunde schenken, Ludwig. Ach, daß sie mir nun auch die Kraft gäbe, dich zu überzeugen, daß es für dich noch ein Weiterleben gibt. Vielleicht, — doch das darf ich nur in heißem Gebet erflehen, geschieht auch an dir ein Wunder, wie es dem alten Jan zuteil wurde. Und wenn nicht, — so wollen wir uns auch anders bescheiden.“

„Ein Wunder“, sagte Ludwig mit bitterem Lächeln. „Glaubst du an Wunder, Monika? — Du?“

In den Augen des jungen Mädchens leuchtete das Vertrauen. „Ja“, sagte sie feierlich, „seit kurzer Zeit glaube ich daran, Ludwig. Mein Inneres sagt es mir. Ich bin nicht mehr die Monika von einst, ich bin eine andere geworden. — Komme mit mir nach Alsbendorf, lieber Bruder, und auch du wirst neue Kraft zum Leben finden.“

Als Ludwig noch immer verneinend den Kopf schüttelte, schmiegte sie sich zärtlich an ihn. Und in vertrautem Flüstern sprach sie von dem Gnadenbild, von jenen seltsamen Empfindungen, die in ihr erwachten, als sie zum ersten Male die Mutter Gottes erblickt hatte. Sie berichtete weiter von Leo Brandau, dem gläubigen Manne, der vielleicht die Veranlassung gewesen war, daß sie den Weg zu Gott zurückgefunden hatte.

„Du wirst das Bild der Mutter Gottes nicht sehen können, Ludwig, trotzdem wirst du den heiligen Zauber fühlen. — Komm, mit mir und du wirst getröstet werden.“

„Das Wunder am alten Jan, — ist es erwiesen?“

„Nicht nur das eine, sondern auch viele andere. — Du darfst nicht zweifeln!“

„Ich bin so hoffnungslos, Monika.“

„Ich war es auch, Ludwig! — Komm mit mir!“

Wieder sprach sie weich und zärtlich auf den Leidenden ein. Der Pfleger trat ins

Zimmer und erinnerte da an, daß es Schlafenszeit sei. Da erhob sich Monika.

„Gib mir deine Hand, Ludwig, versprich mir, daß du morgen weiter mit mir über alles das, was ich dir heute sagte, reden wirst. Noch niemals brachst du ein gegebenes Wort. — Wenn du mir heute das Versprechen gibst, kann ich ruhig schlafen und werde auch dem Pfleger nichts von deinen schlimmen Plänen sagen. Die Waffe nehme ich mit.“

„Bist du fest davon überzeugt, daß mir Alsbendorf Genesung bringt?“

„Ob du das Augenlicht wieder bekommst, — weiß ich nicht. Du wirst jedoch nicht wieder unter dem Gedanken zusammenbrechen — blind zu bleiben.“

„Was ist das für ein Leben — —“

„Ein Leben, Ludwig, dir heute noch unbekannt, trotz deiner Blindheit wird es ein Leben im Licht sein.“

„Wann kommst du morgen wieder zu mir?“

„Sobald du Besuch empfangen darfst.“

„Ich erwarte dich gegen 10 Uhr.“

Stürmisch drückte Monika dem Bruder die Rechte. „Nun will auch ich mit ein Hotel suchen. Ich werde ruhig schlafen können, denn ich weiß, daß ich morgen mit dir zum Ziele komme. — Nun schlafe gut, lieber Bruder, denke daran, daß es auch für dich noch eine Rettung gibt.“

Das schmerzliche Zucken um die Lippen des Bruders tat ihr weh. Abschiednehmend küßte sie ihn auf die Stirn. „Also auf Morgen! Gott behüte dich!“

Am anderen Morgen war Monikas erster Gang zu Professor Stifter. Sie mußte wissen, was er von dem Zustand des Bruders halte. Wenn eine Operation die Möglichkeit offen ließ, Ludwig das Augenlicht wiederzugeben, mußte sie ausgeführt werden, aber erst dann, wenn sich der Bruder in Alsbendorf innerlich beruhigt hatte.

Professor Stifter war eine äußerst sympathische Persönlichkeit und Monika faßte schon nach den ersten Worten, die er zu ihr gesprochen hatte, großes Vertrauen zu dem weltberühmten Arzt.

„Der Fall Ihres Herrn Bruders liegt so eigenartig, Fräulein Gessert, daß ich sozusagen vor einem Rätsel stehe. Das allein ist der Grund, der mich die Operation aufschieben ließ.“

„Haben Sie Hoffnungen, Herr Professor?“

„Ihr Herr Bruder ist in den letzten Tagen ein schwieriger Patient geworden; er weigerte sich sogar, das neue Mittel anzuwenden, weil es, wie er sagte, keinen Zweck habe und noch zu wenig erprobt sei.“

„Welches Mittel ist es?“

„Eine Einspritzung in die Augen.“

„Versprechen Sie sich etwas davon, Herr Professor?“

„Sie stellen Fragen, Fräulein Gessert, die ein gewissenhafter Arzt sehr schwer beantworten kann. Mir liegen meine Patienten am Herzen, ich möchte ihnen helfen. So darf nichts unversucht bleiben.“

„Mein Bruder ist derart niedergeschlagen, daß er am liebsten sein Leben beendete.“

„Auch das weiß ich, — aus diesem Grunde wollte ich den Versuch mit der Einspritzung vornehmen. Er soll wieder hoffen können.“

„Leider hat er das Hoffen verlernt, Herr Professor.“

„Vielleicht können Sie ein wenig auf ihn einwirken. Ich wollte gestern an seine Eltern schreiben, weil mir der Gemütszustand meines Patienten nicht gefiel.“

„Herr Professor, — gestern abend habe ich meinem Bruder die Waffe aus der Hand genommen —“

Ein Ruck ging durch die Gestalt des Arztes. „Steht es so mit ihm?“

„Ja, Herr Professor! Ich erhielt einen verzweifeltsten Brief von Ludwig. Daraufhin reiste ich sofort ab und traf gestern, zu später Stunde hier ein. — Glücklicherweise war es noch nicht zu spät.“

„Ich verspreche Ihnen, Fräulein Gessert, daß ich mich von nun an ganz besonders Ihres Bruders annehmen werde.“

„Und ich möchte Sie bitten, Herr Professor, meinen Bruder für einige Zeit aus Ihrer Klinik zu entlassen. Die Operation kann später ausgeführt werden. Zunächst möchte ich Ludwig mitnehmen. Wenn er sich innerlich ein wenig gefestigt hat, mag er wiedertreten.“

„Ich möchte mich Ihren Wünschen widersetzen, Fräulein Gessert. Die ersten Einspritzungen sind bereits gemacht und es ist nicht von der Hand zu weisen, daß die neue Kur wenigstens etwas zum Erfolg führt.“

„Wenn es nur Einspritzungen in die Augen sind, Herr Professor, könnten sie vielleicht von einer geprüften Krankenschwester fortgesetzt werden. Ich bin in der allergrößten Sorge um meinen Bruder. Wenn ihn erneut die Verzweiflung ergreift, könnte er sich doch ein Leid antun. — Erlauben Sie, daß ich Ludwig mitnehme.“

Noch zögerte Stifter. Als das junge Mädchen jedoch erneut die Vorkommnisse des gestrigen Abends schilderte, willigte er schließlich ein.

„Unter einer Bedingung mag der Patient gehen. Lassen Sie Ihren Bruder noch für drei Tage hier, denn ich möchte die nächste Einspritzung noch selbst vor-

nehmen. Dann nehmen Sie ihn in Gottes Namen mit."

Erfreut stimmte Monika zu. Sie beschloß, die wenigen Tage hierzubleiben, Ludwig alltäglich zu besuchen, um ihm neues Hoffen ins Herz zu gießen. —

Ludwig war wieder in gedrückter Stimmung, als ihn die Schwester am anderen Tage besuchte. Sie wollte ihn durch den Park führen, er lehnte ab.

"Ein Mensch, der nichts von den Schönheiten der Natur sehen kann, ist am besten in seinen vier Wänden aufgehoben."

Aus allen Äußerungen entnahm Monika die tiefe Niedergeschlagenheit, die entsetzliche Hoffnungslosigkeit, die in seinem Innern wohnte. Nur widerstrebend ließ er sich hinausführen.

"Die Luft ist so köstlich. Wie die Blumen herrlich duften!" Doch Ludwig hatte keinen Sinn für alles Gepriesene. Schweigend schritt er dahin. Plötzlich blieb er stehen und fragte:

"Ist der alte Jan wirklich sehend geworden?"

In Monika stieg leise Angst auf. Der Bruder würde wahrscheinlich denselben Leidensweg gehen müssen, den auch sie, nachdem sie in Alsbendorf angekommen war, gegangen war. Sie hatte ein Wunder gefordert, hatte gleich in den ersten Tagen ihres Verweilens von Gott und der heiligen Jungfrau Außergewöhnliches verlangt und war schwer enttäuscht, als ihr flüchtiges Gebet kein Erhören fand. Wenn Ludwig mit ihr nach Alsbendorf reiste, wenn man ihm immer wieder von dem Wunder erzählte, klammerte er sich an diese Hoffnung, und erwartete gewiß, daß auch ihm Heilung werde. Jetzt hieß es, an seiner Seele zu arbeiten, auf daß er nicht erneut verzage.

Monika erzählte ihm von Leo, der sein Studium aufgegeben habe, der das Geld dafür nicht haben wollte, vielmehr seiner Mutter geraten hatte, für alle ein Heim erbauen zu lassen.

"Herr Brandau hat anfangs schwer darunter gelitten, er liebte sein erwähltes Studium. Ich glaube, lieber Bruder, er ist auch heute noch nicht völlig darüber hinweggekommen. Trotzdem macht er einen zufriedenen und innerlich glücklichen Eindruck. Er wird sich gern mit dir unterhalten. Du wirst sehen, Alsbendorf tut dir nach jeder Richtung hin gut."

"Wie lange hat der alte Jan auf seine Heilung warten müssen?"

"Seine Tochter führte ihn monatelang zu jenem Baum, in dem die Figur der heiligen Jungfrau stand. Ludwig, habe Geduld!"

Professor Stifter sprach seinem Patienten neuen Mut zu. "Ich entlasse Sie ungern aus meinem Hause, Herr Gessert.

Ich bitte darum, daß Sie mir von Zeit zu Zeit einen Bescheid zukommen lassen, ob Sie Besserung Ihres Leidens spüren. Vor allem, sorgen Sie jedoch dafür, daß die Einspritzungen pünktlich und äußerst gewissenhaft ausgeführt werden."

Zwei Tage später händigte der Professor Monika ein Fläschchen und das Rezept aus. Sie erfaßte die Flasche mit beiden Händen. Im Hotel angekommen neigte sie tief den Kopf.

"Wenn du es willst, heilige Jungfrau, wird ihm dieses Gemisch von Menschenhand Linderung bringen. Segne die Medizin! Ich will mich bemühen, an Ludwigs Seele zu arbeiten, damit auch er den Weg zu dir zurückfindet, wie ich ihn wiederfand. Ein Wunder erbitte ich nicht, wir sind nicht würdig genug, dich darum anzuflehen. Aber deine Gnade schenke uns, gib auch Ludwig den Frieden, den du mir schenkest."

Mittags reisten die Geschwister nach Alsbendorf ab. Monika hatte ein Telegramm an Brandaus aufgegeben, in dem sie mitteilte, daß sie ihren Bruder mitbringe, daß man das zweite Giebelzimmer für ihn bereithalten möge.

8. Kapitel

Ludwig Gessert war in Alsbendorf mit gleicher Herzlichkeit aufgenommen worden, die man seiner Schwester entgegengebracht hatte. Leo Brandau, der den verzweifeltsten Brief des Erbblindeten kannte, nahm sich seiner ganz besonders an. Da die beiden jungen Männer dasselbe Studium begonnen hatten, fanden sie von Anfang an Berührungspunkte. Zwar lehnte Ludwig anfangs eine Unterhaltung darüber ab mit dem Bemerkten, daß für ihn alles vorüber sei und an die glückliche Vergangenheit nicht mehr erinnert werden möchte. Trotzdem fand Leo den rechten Ton für den Unglücklichen, und schon nach Verlauf von wenigen Tagen konnte Monika beglückt feststellen, daß sich der Bruder zu Leo hingezogen fühlte.

Herr und Frau Gessert waren auf das höchste überrascht, als sie von Monika den Bescheid erhielten, daß Ludwig gleichfalls nach Alsbendorf übergesiedelt sei, die Klinik verlassen habe, und daß sich der Bruder in Alsbendorf glücklicher fühle als bei Professor Stifter. Sie schrieb ausführlich von der neuen Behandlung, teilte den Eltern mit, daß zunächst die Gemeindegemeinschaft die Einträufelungen in die Augen vornähme und daß sie, Monika, in Kürze diese Arbeit selbst übernehmen werde. Die Eltern sollten die Hoffnung auf Genesung nicht aufgeben und Ludwig in Alsbendorf lassen. Hier werde er innerlich ruhiger werden.

Auf dieses Schreiben hin trafen Fabrikbesitzer Gessert mit seiner Frau in Alsbendorf ein. Gessert plante, Sohn und Tochter zu überreden, mit ihnen heimzukommen, damit Ludwig auch weiter unter ärztlicher Aufsicht stehe. Ebenso war es an der Zeit, Monika Abwechslungen zu verschaffen, damit sie sich nicht wieder schwermütigen Gedanken hingabe. Da sie ständig den Bruder um sich hatte, würden ihre angegriffenen Nerven noch mehr zerrüttet werden.

Fassungsloses Staunen überkam die Eltern, als ihnen Monika entgegentrat. Was war aus dem stillen Mädchen seit ihrem letzten Zusammensein geworden? Das blasser Gesicht der Tochter war leicht gerötet, die schwermütigen Augen hatten sonnigen Glanz bekommen, und die tiefen Linien um den Mund waren verschwunden. Auch die Bewegungen waren lebhafter und zwangloser geworden. Monika lächelte bei der Begrüßung der Eltern und durch ihre Worte klang frohes Hoffen.

Zunächst schwiegen Gessert zu dieser Veränderung. Monika mußte einen Grund haben, der sie verwandelt hatte. Gab es vielleicht in Alsbendorf einen Menschen, dem das Herz der Tochter zugeschnitten war? War es Liebe, die sie verändert hatte? Vielleicht der junge Brandau selbst, bei dessen Mutter sie wohnte?

Vorsichtig stellte die Mutter die ersten Fragen. Durch die Stimme der Tochter klang jedoch kein Jubel, wenn sie von Leo Brandau sprach. Sie lobte ihn, nannte ihn einen treuen Freund, zu dem sie mit allen Anliegen gehen könne und stets das rechte Verstehehen fände.

„Er wird auch Ludwig helfen, liebe Mama. Laßt ihn ruhig hierbleiben, auch er wird langsam zur Ruhe kommen.“

„Sein Leiden muß behandelt werden, Monika.“

„Das tuen wir“, erwiderte das junge Mädchen. „Ob das neue Mittel Erfolg haben wird, weiß niemand, aber —“, sie schlug die Augen voll auf und schaute die Mutter an, „ich bete alltäglich zur heiligen Jungfrau. Ich verweile jeden Tag im Gnadentempel. Vielleicht segnet Maria jene Tropfen, vielleicht erbarmt sie sich meines unglücklichen Bruders.“

Frau Gessert senkte den Blick. In den Augen ihrer Tochter stand eine stumme Anklage, doch auch eine Bitte. Noch wagte sie nicht Monika zu berichten, daß auch sie, seitdem sie in Alsbendorf gewesen war, täglich die Hände faltete und ein Gebet sprach. Frau Gessert rief die Gottesmutter an: hast du schon so vielen geholfen, so hilf auch uns! Dann begrüßte sie Ludwig. Bei dem Blinden brach erneut alle Bitterkeit hervor.

„Es ist ja einerlei, wo ich bin, Mutter! Professor Stifter kann mir ebensowenig helfen, wie der Arzt unseres Ortes.“

„Was willst du hier, Ludwig?“

„Das weiß ich selbst nicht. Monika bat, ich solle mit ihr gehen. So tat ich es. Mitunter glaube ich, daß ich in dieser Stille ruhiger werden kann. Aber es ist doch immerhin ein zweckloses Leben, das ich leben muß.“

„Professor Stifter hat neue Hoffnungen, mein Sohn, er rechnet mit einem Erfolg des neuen Mittels.“

Ludwig schüttelte den Kopf. „Ihr wollt mich trösten; jeder Arzt versucht mir Lebensmut einzulößen. Blind werde ich bleiben, und ich hätte so gern die Sonne, die Natur und all das andere wiedergesehen.“

Fabrikbesitzer Gessert war nach wie vor der Meinung, daß es das Richtige wäre, beide Kinder heimzunehmen. Da wehrte Monika ängstlich ab.

„Lieber Vater, ich bitte dich, laß uns hierbleiben. Mir ist ein bestimmter Weg vorgezeichnet, und auf diesen Weg will ich Ludwig führen —.“

„Wie kann Ludwig genesen, wenn er keine sachgemäße Behandlung erhält?“

„Er soll zunächst innerlich gesunden, Vater.“

Als Gessert erneut widersprach, schmielte sich Monika zärtlich an ihn. „Ich wollte es euch verschweigen, liebe Eltern, doch ist es besser, ich sage euch, was mich veranlaßt, den Bruder hierherzubringen.“ Und dann erzählte sie von jenem furchtbaren Tage, an dem sie den Brief des Bruders erhalten hatte, sprach von ihrer Angst und der göttlichen Gnade, die Ludwig gehindert hatte, seinem Leben ein Ende zu bereiten.

„Du wunderst dich, lieber Vater, daß ich so gesund aussehe, daß ich froher wurde; wenn ich im Herbst mit Ludwig heimkomme, wird auch er sich durchgerungen haben. Es wird dann innerlich nicht mehr finster in ihm sein.“

Schließlich gaben die Eltern den Bitten der Tochter nach. Sie wunderten sich, daß es den verwöhnten Kindern in dem einfachen Häuschen so gut gefiel. Nachdem sie aber längere Zeit mit Frau Brandau und Leo gesprochen hatten, empfanden auch sie, daß diese prächtigen Menschen die geeigneten Seelenärzte für ihre beiden Kinder waren.

Nur allmählich wagte Monika dem Bruder ihre Gefühle zu enthüllen. Sie berichtete von ihrer inneren Wandlung, die der wiedergefundene Glaube vollbracht habe. Sie bat schließlich den Bruder, er möge sie einmal bei einem Besuch der Gnadenkirche begleiten.

(Fortsetzung folgt)

Hast du schon einen „Schott“?

Nun, ich könnte statt dessen auch fragen: Was machst du während der bedeutungsvollsten und gnadenreichsten Stunde deines Lebens, während dem heiligen Meßopfer? Aber vor mir liegt ein Plakat mit großen Buchstaben bedruckt: Hast du einen „Schott“? Ich habe diese Frage, die natürlich im Interesse der Leser ist, schon öfters und an verschiedene Personen gestellt, und auch die Antwort war entsprechend eine verschiedene. Die einen sagen, sie beten in der Regel den Rosenkranz, sie seien es so gewöhnt und dabei am wenigsten zerstreut. Andere benutzen irgendein Gebetbuch mit irgendeiner Meßandacht oder das Diözesan-Gesang- oder Gebetbuch. Sie werden auf diese Weise am besten fertig. Wieder andere benutzen weder Rosenkranz noch ein Gebetbuch. Sie sagen, sie wollen frei sein und aus dem Herzen heraus beten und mit dem lieben Gott reden. Sie haben dem Heiland so viel zu sagen und zu klagen, haben so viele Wünsche und Bedürfnisse für sich und ihre Angehörigen und auch für noch andere, daß sie gar keine Zeit zum Lesen haben. Dann gibt es solche, die meinen, das Schott-Meßbuch wäre sicher gut und schön, aber da müsse man so viel umblättern, wodurch man gestört werde, und schließlich sei man doch mit dem Lateinischen zu wenig vertraut. Aber schon eine stattliche Zahl von Gläubigen, besonders aus der Jugend, benutzt das Missale von Schott und hat ihre hellste Freude daran, und diese Zahl wächst von Tag zu Tag.

Nun fragt aber der Leser, was der Schreiber und Fragesteller eigentlich für eine Ansicht in dieser wichtigen Angelegenheit habe.

Zunächst weiß jeder Katholik, daß er an Sonn- und gebotenen Feiertagen der heiligen Messe vom Anfang bis zum Schluß und zwar andächtig beiwohnen muß. Es besteht aber keinerlei Verpflichtung und auch keine Vorschrift, einen „Schott“ während der heiligen Messe zu benutzen. Warum aber bringen Päpste und Bischöfe und Geistliche so sehr darauf, ein solches Meßbuch zu gebrauchen? 1. Wohl gibt es verschiedene Arten, mit Andacht der heiligen Messe beizuwohnen, und schließlich ist doch die Hauptsache, dabei eine richtige Geistesstimmung und Herzensverfassung zu haben, andererseits aber gibt es doch nur eine Art, die die beste ist. Nun ist aber die heilige Messe das Höchste, Erhabenste und Heiligste, das Gnadenvollste, das wir auf der ganzen Welt haben. Und wenn man bedenkt, daß doch die weitaus größte Zahl der katholischen Christen ihr nur einmal in der Woche beiwohnen kann, dann begreifen wir, daß man alles darauf verwenden soll, um diesem heiligsten Geheimnis mit möglichst großer Andacht beizuwohnen und aus ihm möglichst viel Nutzen zu ziehen. Die Art und Weise aber, wie die Kirche selbst dieses heiligste Geheimnis feiert und begeht, ist ohne Zweifel die beste.

2. Wer sodann einen „Schott“ bei der heiligen Messe benutzt, der wird so leicht nicht zerstreut sein oder wenigstens nicht lange. Er ist ja mit seinem ganzen Äußern und Innern bei der heiligen Handlung tätig. Das bringt schon der Gebrauch dieses Meßbuches mit sich. Wer ein solches Missale benutzt, der ist ganz selbstverständlich darauf bedacht, möglichst nahe am Altar und dem Opferpriester zu sein, alles zu sehen und alles zu hören, was bei dieser heiligen Handlung vor sich geht. Er wird sich nie begnügen mit einem Platz an der Kirchentüre oder hinter einem Pfeiler.

3. Niemand versteht so gut und würdig zu beten wie die Kirche. Die Gebete aber, wie sie in Schotts Meßbuch angegeben sind, sind die Gebete der Kirche für das betreffende Opfer. Manche Gläubigen sind der Ansicht, sie beten dann recht

gut, wenn sie möglichst oft wie ein Bettler an der Türe stehen und mehr oder weniger mit Ungeduld warten auf die erbetenen Gaben. Ganz anders betet gewöhnlich die Kirche. Das vorzüglichste und wirksamste Gebet ist zunächst das Gebet der Anbetung und der Verherrlichung Gottes, wie es uns Christus im Vaterunser gelehrt hat, sodann das Gebet des Dankes, das Deo gratias (Gott sei Dank). Dann weiß die Kirche freilich auch aus den tiefsten Tiefen ihres Herzens heraus den guten Vater im Himmel durch Jesus Christus, seinen Sohn, zu bitten für alle Bedürfnisse ihrer Kinder, für die Lebenden und die Toten, wie sie das ja bei jedem hl. Meßopfer in so einzigartiger Weise tut.

4. Wer nach „Schott“ betet, betet nicht allein, sondern er betet mit Christus, dem eigentlichen Opferpriester, er betet mit seinem Stellvertreter, dem Priester am Altar, mit allen anwesenden Gläubigen und mit der ganzen Kirche. Das ist das große Gemeinschaftsgebet der Millionen von Gläubigen. So ist der Gottesdienst der ersten Christen ihm zum Vorbild geworden, die nicht nur im alltäglichen Leben, sondern vor allem an den Stufen des Altars ein Herz und eine Seele waren.

5. Die jeweiligen Gebete, wie sie die Gläubigen mit dem Priester beten, haben teilweise schon der göttliche Heiland und die Apostel gebetet, besonders die Gebete, die der Heiligen Schrift entnommen sind, oder sie stammen aus den ersten christlichen Jahrhunderten und sind so durch ein überaus ehrwürdiges Alter geheiligt.

6. Nirgends zeigt sich die Kirche so in ihrer Schönheit und in dem Zauber heiliger Mannigfaltigkeit wie beim hl. Meßopfer. Da erst lernt der Katholik seine Mutter, die Kirche, ganz kennen, wenn er wie sie betet, wie sie opfert und die Tiefe ihrer liturgischen Handlungen nach Möglichkeit erfassen kann; das geschieht nun durch die Benutzung eines solchen Meßbuches. Haben die Benediktinermönche in den letzten Jahrzehnten ständig an der inneren Verbollkommenung von Schotts Meßbuch gearbeitet, so hat der Verlag Herder in Freiburg seinerseits alles aufgegeben, um die oft nur scheinbaren Hindernisse zu beseitigen. So haben wir heute den „Schott“ in nicht weniger als acht verschiedenen Ausgaben, wir haben die sehr praktische Ordo-Missale-Tafel (3 Pfg.), die Volks-Chor-Messe (30 Pfg.), so daß jetzt allen Wünschen und Bedürfnissen Rechnung getragen ist.

Da haben wir verbilligte Schottausgaben in hübschem Kalifolien-Einband mit Rotschnitt, die eine begrüßungswerte Neuerung darstellen:

Schott 1: Das vollständige Römische Meßbuch: 8.60 RM.; Schott 2: Das Meßbuch der hl. Kirche: 5.— RM.; Schott 3: Das Römische Sonntagsmeßbuch: 4.20 RM.; Schott 4: Der Volks-Schott: 1.80 RM.; Schott 5: der Großdruck-Schott für Schwachsichtige: 4.40 RM.

Dazu kommen Schott 6 für die Grundschule (6–10 jährige Kinder), mit vielen zum Teil farbigen Bildern, geb. 0.90 RM.; Schott 7, für Schüler höherer Jahrgänge, enthält die wichtigsten Texte des Kirchenjahres, geb. 1.40 RM.; Schott 8, Kindermeßbuch für Hilfsschulen oder für ganz einfache Schulverhältnisse, mit vielen zum Teil farbigen Bildern: 0.70 RM.

Schotts Meßbücher sind hervorragende Festgaben. Jedermann möchte vor allem etwas Gutes, dann etwas Nützliches und Schönes und dabei etwas geben, das dauernden Wert hat. Dasselbe gilt bei festlichen Gelegenheiten wie: Namenstag, Geburtsfest, Verlobungen oder Hochzeitsfeiern und dergl. Ein solches Geschenk ist eine Freude und zugleich ein gutes Werk.

Dr. P. Eberhard Laur S. O. Cist.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinunft gerne gestattet. — Schriftleiter: P. G. A. Rottmann, Würzburg, Roentgenring 3. — Verlag: Mariannhiller Mission Würzburg. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

Gebetsempfehlungen

Bitte um eine Novene zur Ib. Gottesmutter v. d. Immerwährenden Hilfe, zum hl. Antonius, zum hl. Moses, zum hl. Schutzengel und zu den armen Seelen in zwei Anliegen und um eine glückliche Heirat.

Bitte um eine Novene zum hl. Antonius, zum hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen um Wiedererlangung von gestohlenen Sachen und um Aufklärung dieser Angelegenheit. Ferner bitte ich um noch eine Novene zum hl. Antonius, zum hl. Judas Thaddäus, zur Ib. Mutter Gottes v. d. Immerwährenden Hilfe, zur hl. Theresia v. Kinde Jesu, zur hl. Anna, zum hl. Joseph, zu den 14 hl. Nothelfern und zu den armen Seelen um Hilfe in Geldschwierigkeiten und Glück und Segen im Stalle.

G. i. B. bittet um eine Novene zur Mutter v. d. Immerwährenden Hilfe und zum hl. Judas Thaddäus um Gesundheit in der Familie.

K. i. R. bittet um eine Novene zum hl. Br. Konrad in Familienorgen und um Frieden.

M. M. bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes vom Berge Karmel, zum hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius und hl. Br. Konrad um Gottes Segen für Kinder.

Ungeannt: Ein langjähriger Vergiftungs-Leber bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur schmerzhaften Mutter Gottes, hl. Theresia v. K. Jesu, zum hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius und hl. Br. Konrad um Wiedererlangung der Gesundheit.

F. i. W. bittet um eine Novene zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Br. Konrad und zur hl. Theresia v. K. I. um Befehrung und Glück und Frieden in der Familie.

O. P.: Eine Mutter bittet ums Gebet zur Ib. Mutter Gottes für ihre Kinder.

Wir bitten um eine Novene zum hl. Valentin für einen an Fallsucht leidenden Sohn.

M. i. W. bittet um eine Novene zur Mutter v. d. Immerwährenden Hilfe, zum hl. Antonius, hl. Br. Konrad, hl. Judas Thaddäus, zu den 14 Nothelfern und zu den armen Seelen in schweren Anliegen.

Ungeannt bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter v. d. Immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zum hl. Judas Thaddäus um gute Berufswahl.

Höhenberg: G. bittet um eine Novene zur Ib. Mutter v. d. Immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen in schweren Familienanliegen.

Sch. i. W. bittet um eine Novene zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Antonius und zur hl. Rita in schweren Anliegen und um guten Ausgang der Prüfung.

Ungeannt bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes und zum hl. Joseph für die kranke Mutter um Erlangung der Gesundheit.

K. Sch.: Eine Verg.-Leberin bittet ums Gebet zum göttl. Herzen Jesu, zu Unserer Ib. Frau von Lourdes, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Moses und hl. Jud. Thaddäus in mehreren schweren Anliegen.

Unterleiberbach: Eine Verg.-Leberin bittet ums Gebet zur hl. Dreifaltigkeit, zur Ib. Mutter v. d. Immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Br. Konrad, zu den 14 Nothelfern, zur hl. Theresia v. K. I. und den armen Seelen um Hilfe in einer Strafsache, um Bestehen der Prüfung und um Frieden.

Eine langj. Verg.-Leberin bittet um eine Novene zu Ehren des hl. Herzens Jesu, der Ib. Mutter v. d. Immerwährenden Hilfe, des hl. Br. Konrad, des hl. Antonius, des hl. Judas Thaddäus und der hl. Mutter Anna um baldige Heimkehr und vollständige Genesung eines kranken Kindes und um Hilfe in verschiedenen anderen Anliegen.

Unge.: Bitte um zwei Novenen zum hl. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes vom guten Rat, zum hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, hl. Gang-

olfus, hl. Isidor, hl. Dismas, hl. Br. Konrad, zur hl. Theresia v. K. I. und zu den armen Seelen um Sinnesänderung meines Gatten, um wahren Seelen- und Familienfrieden und um Hilfe in drei schweren Anliegen.

Ungeannt A. W.: Eine langj. Abonnentin bittet um das Gebet zur hl. Familie für ein glückliches Familienleben; zum hl. Joseph um guten Geschäftsgang.

Obernburg: Eine langj. Verg.-Leberin bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes, zur hl. Mutter Anna und zur hl. Rita um Hilfe in einer langjährigen Krankheit.

St. Georgen a. d. E.: Eine Wohltäterin bittet um eine Novene zum hl. Leonhard um Glück und Segen im Stall.

Subläumshof: Bitte um eine Novene zur Ib. Mutter Gottes von Lourdes um Heilung in schwerer Krankheit, um Ergebung und Geduld.

Gr. Zöllnig: Bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter v. d. Immerwährenden Hilfe, zur hl. Theresia v. K. I., zum hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und zum hl. Joseph um Gesundheit und Verzeihung meiner Söhne im Gymnasium.

Bergheinfeld: Ein Familienvater mit drei kleinen Kindern bittet um das Gebet zur Ib. Mutter Gottes und zum hl. Br. Konrad für seine schwer erkrankte Frau, um den Kindern die Mutter zu erhalten.

S. M. S.: Bitte um eine Novene zur schmerzhaften Mutter, zur hl. Theresia v. K. I. und zum hl. Antonius um Sinnesänderung meines Schwiegerjohnes.

M. J. G. bittet um eine Novene zum göttl. Vater Jansen, zum hl. Judas Thaddäus, zu den armen Seelen und zum Vater Philipp Benningen und hl. Br. Konrad um Hilfe in einem Anliegen.

Delthofen: Eine Verg.-Leberin bittet um eine Mehnovene zu Ehren der Unbefl. Empfängnis für eine Priesterseele, und ums Gebet zum kostb. Blut um klare Erkenntnis und um guten Entschluß in einem Anliegen. Ferner für zwei verirrte Seelen um ihre Rückkehr und um Befreiung von Gewissensängsten und Versuchungen.

Ungeannt bittet um eine Novene zur Ib. Mutter v. d. Immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen in einem langen verzweifeltsten Anliegen.

S. B. i. D.: Bitte um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter v. d. Immerwähr. Hilfe, zum hl. Joseph, zur hl. Mutter Anna, zum hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, hl. Br. Konrad und zur hl. Theresia v. K. I. um Heilung von einem schweren Leiden.

A. B., Daseburg: Eine Verg.-Leberin bittet um eine Novene für ihre kranke Tochter und für sich um Erlangung der Gesundheit und um baldige glückliche Heirat zur Immerwährenden Hilfe, zur hl. Mutter Anna, hl. Veronika, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius und zu den 14 Nothelfern.

Lommersum: Bitte um eine Novene zur Ib. Gottesmutter, zum hl. Judas Thaddäus um Heilung von Krankheit des Bruders.

Essen: Bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zu Unserer Ib. Frau von Lourdes, zur hl. Theresia v. K. I. und zum hl. Antonius um Linderung in schwerer Krankheit und um Frieden in der Familie.

Ungeannt: Bitte um zwei Novenen zum hl. Antonius und zu den verlassenen armen Seelen um einen lieben, guten Ehegatten, um Hilfe in einem schweren Dienste und in anderen Anliegen.

A. R.: Bitte um eine Novene zur schmerzhaften Mutter, zum hl. Joseph, hl. Schutzengel und hl. Michael um eine gute Sterbestunde.

Bitte um zwei Novenen zum hl. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter v. d. Immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen um Sinnesänderung meiner Frau und um Frieden in der Familie.

M. L.: Bitte um eine Novene zum hl. Antonius um Gesundheit.

Wohin mein junger Freund?

Für Gott und Vaterland sollst Du arbeiten. Das kannst Du als Missionspriester. Brave, talentvolle Knaben und Studenten wenden sich an das Missionsseminar Aloisianum, Lohr a. Main; oder Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen (Schwaben); an Missionsseminar St. Bonifatius, Schurgast b. Oppeln, OS.

Abiturienten, Akademiker, Theologen melden sich bei Hochw. P. Magister im Kleriker-Noviziat der Mariannhiller Missionskongregation in Reimlingen über Nördlingen, Schwaben. — Noviziatsbeginn Ende April!

Leiden Christi-Verehrung

aus der Serie „Heilige Dein Tagewerk!“

Von D. W. Mut. 48 Seiten, 25 Pfennig.

31 Erwägungen und Tugendübungen, die sich ausschließlich auf das Leiden Christi beziehen, und eine Novene mit Gebeten und Andachtsübungen enthält das Büchlein. Sein Zweck ist, den Leser während des Monats April, der dem Leiden Christi gewidmet ist, mit diesem Gottesleiden so vertraut zu machen, daß das eigene Kreuz und Leid als Wohltat empfunden und gerne aus Liebe zum gekreuzigten Heiland angenommen und ertragen wird.

Die „Heilige Stunde“

des heiligsten Herzens Jesu im Delgarten

aus der Serie „Stunden der Andacht“

Von D. W. Mut. 48 Seiten, kart. 20 Pfennig

Die „Heilige Stunde“ wird uns als ein Vermächtnis des heiligsten Herzens Jesu gezeigt. Alsdann werden wir eingeführt in die Bruderschaft der „Heiligen Stunde“ mit ihren Verpflichtungen und Ablässen. Jesu Leiden und Gefangennehmung am Delberge nach den heiligen Evangelien ist die erste „Heilige Stunde.“ Die zweite dient der Verehrung des heiligsten Herzens in seinem Leiden auf dem Delberge. Die dritte der Verehrung der Geheimnisse des heiligsten Herzens Jesu.

Kreuzweg-Andachten

aus der Serie „Stunden der Andacht“

Von D. W. Mut. 48 Seiten, kart. 20 Pfennig

Das Büchlein bietet Abhandlungen über den unschätzbaren Wert der heiligen Kreuzwegandacht, leitet an, diese Andacht gerade in der gegenwärtigen Zeit nutzbringend zu verrichten und gibt drei ausgeführte Kreuzwegandachten.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Schw.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen